

MAGISCHE BLÄTTER

CIII. JAHRGANG SOMMER 2022

VERLAG MAGISCHE BLÄTTER, RONNENBERG

CIII. Jahrgang	Juli 2022	Heft 7
Göttliche Weisheit – Die Blume des Lichts aus dem Herzen Gottes (2) von Roland Pietsch		221
Gesammelte Zitate von Hans Thoma aus J. A. Beringer: Thoma der Malerpoet (1910)		242
Fritz Neumann-Hegenberg von H. R. Zimmermann		249
Das Mysterium von Golgatha von Bô Yin Râ Buchrezension des Berliner Malers und Künstlers Jean Paar		255
Bô Yin Râs deutsche Mantra: „Funken“ von A. W. A.		261
Das Geheimnis von Charlotte Fraenkel-Eisner		264
Zweites Intermezzo von Felix Weingartner		267
Bô Yin Râs neuestes Buch: Das hohe Ziel von Felix Weingartner		281
Auszüge aus »Die Erzählungen der Chassidim« (2) von Martin Buber		286
Theosophie (2) «Das Wesen der Hierarchie» von Dionysios Areopagita		303
Der Kunstsammler Franz Kluxen von Jacob-Böhme-Bund		307
Ewald Vetter von Rudolf Pfefferkorn		319
Neue Bilder von Ewald Vetter von A. F.		329
Zwölf Jahre im Spiegel der Kunst Edwin Redslob zur Eröffnung der Ausstellung im Kulturhaus Zehlendorf		331
Nachlese Brauchen wir eine neue Religion? Auszug von Bô Yin Râ		333

CIII. Jahrgang

Juli 2022

Heft 7

Das Buch vom Jenseits 1921 besprochene Schrift in Der Türmer	334
Türmers Tagebuch in der Türmer von Januar 1923	339
Trost für Hinterbliebende zitiert aus einem Brief des Bô Yin Râ von Rolf Schott	340
Wiederverkörperung Buchauszug von Franz Graefe	342
Lebensmeister von Werner Neumann	343
Schluß mit Maag Kühle Berichte aus warmen Gegenden	344
Anmerkungen und Quellen	345



Illustration aus Jacob Böhmes Werk, Die Gelassenheit, 1682

MAGISCHE BLÄTTER

Monatsschrift für geistige Lebensgestaltung

Herausgeber: Verlag Magische Blätter, Ronnenberg
Schriftleitung: Organisation zur Umwandlung des Kinos

CIII. Jahrgang

Juli 2022

Heft 7

Göttliche Weisheit – Die Blume des Lichts aus dem Herzen Gottes – Jakob Böhmes Lehre von der göttlichen Weisheit im Überblick (2)

von Roland Pietsch

5. Die göttliche Jungfrau Sophia und die Erschaffung des Menschen

Für die Erschaffung des Menschen ist die Weisheit Gottes eine grundlegende Voraussetzung, denn Gott erblickte sich „nach seinem ewigen Willen in seiner ewigen Weisheit der Edlen Jungfrauen in dem Element, welches stehet im Paradeis der Schärfe der Göttlichen Kraft“⁷⁹, das heißt, dass diese Weisheit ein Bild Gottes ist. Von diesem Bild Gottes muss der Mensch als Bild Gottes unterschieden werden. Vom Menschen als Bild Gottes und Gleichnis heißt es in der Heiligen Schrift: „Lasset uns Menschen machen, ein Bilde, das Ungleich sey, das da herrsche über alle Thier und Creaturen auf Erden; Und GOTT schuf den Menschen Ihm zum Bilde, ja zum Bilde GOTTES schuf Er ihn. (Gen. I: 26. 27.)“⁸⁰. Böhme hat diese Sätze im Lichte der Offenbarungen und Eingebungen, die ihm in seiner geistigen Schau zuteilgeworden waren, vielfältig gedeutet. Er fragt zunächst, was in diesen Texten das

Bild Gottes bedeutet und antwortet darauf: „Schau an, betrachte die Gottheit, so komst du darauf: denn GOTT ist nicht ein thierischer Mensch; der Mensch aber sollte seyn ein Bilde, und auch ein Gleichniß GOTTES, in deme GOTT wohnete. Nun ist GOTT ein Geist, und in Ihme sind alle drey Principia: und ein solch Bilde wollte Er machen, das alle drey Principia in sich hätte, das ist recht ein Gleichniß GOTTES“⁸¹. Dementsprechend schuf Gott den Menschen als sein Bild und Gleichnis nach dem Gottesbild der ewigen Weisheit, in der er sich nach seinem ewigen Willen in dem Element im Paradies erblickt hat. Böhme beschreibt dann ausführlich die Erschaffung des Menschen durch die göttliche Weisheit „aus der Quinta Essentia der Sonnen, Sternen und Elementen im Paradies ins Element des Urkundes, da die vier Elemente von ausgehen, und [Gott] schuf den Menschen zum Bilde GOTTES, das ist, zu GOTTES Gleichniß“⁸². In dieses Bild wurde der göttliche Geist eingeblasen, wodurch der Mensch zu einer lebendigen Seele und zu einem Bild Gottes im Paradies wurde. Und in diesem Bild Gottes erblickte sich die Weisheit Gottes der holdseligen Jungfrau „und eröffnete mit dem Blick Adams Centrum in viel tausendmal-tausend, die sollten gehen aus diesem Brunnen dieser Bildniß: und wurde ihme die Edle Jungfrau der Weisheit und Kraft GOTTES vermählet, daß er sollte keusch seyn und gantz züchtig bey seiner Jungfrauen, und keinen Willen weder ins erste noch ins dritte Principium setzen, darinnen zu qualifizieren oder zu leben“⁸³. Mit diesen Ausführungen macht Böhme deutlich, dass sich Gott in seiner ewigen Weisheit oder Jungfrau Sophia erblickt und erkennt. Diese Weisheit ist das Bild Gottes, nach welcher der Mensch geschaffen wurde, und in dieser Weisheit erkennt sich auch der Mensch als Bild Gottes. Die Weisheit ist somit das Bild Gottes sowohl in Gott als auch im Menschen. Die himmlische Weisheit ist die Braut Gottes, und sie wurde auch dem ursprünglichen Menschen vermählt, der, wie gesagt, ein Bild Gottes ist. Diesen Zusammenhang zwischen Gott, himmlischer Weisheit und dem Menschen als Bild Gottes erklärt Böhme weiter,

wenn er für das Wort Bild auch das Wort Idea verwendet. Die himmlische Weisheit ist nämlich „eine Göttliche Imagination, darinnen die Ideen der Engel und Seelen sind von Ewigkeit in Göttlicher Ebenbildung gesehen worden; nicht als Creaturen, sondern in einem Gegenwurf [Objekt], wie sich ein Mensch in einem Spiegel besiehet: deswegen die englische und menschliche Idea aus der Weisheit geflossen ist, und in ein Bilde formiret worden, wie Moses saget: GOTT schuff den Menschen zu seinem Bilde, Gen. 1: 27. das ist, Er schuf den Leib, und hauchete ihm ein den Odem Göttliches Ausflusses, Göttlicher Verständniß, aus allen dreyen Principien Göttlicher Offenbarung“⁸⁴. Durch das Einblasen des Heiligen Geistes in das Bild des Menschen „war der Himmel im Menschen, denn GOTT wollte sich im Menschen, als in einem Bilde nach Ihme, offenbaren, und die grossen Wunder seiner ewigen Weisheit, durch den Menschen eröffnen“⁸⁵.

6. Die Herrlichkeit und Vollkommenheit des ersten Menschen

Das Bild des ersten Menschen „ist in der Jungfrauen der Weisheit in GOTT von Ewigkeit erschienen, aber nicht im Wesen, sondern gleichwie diese Welt, aber GOTT schuf zum Wesen, daß Er also in Bildnissen offenbar wäre. Die Bildniß ist in GOTT eine ewige Jungfrau in der Weisheit GOTTES gewesen, nicht eine Frau, auch kein Mann, aber sie ist beydes gewesen; wie auch Adam beydes war vor seiner Heven, welche bedeutet den irdischen Menschen, darzu thierisch: denn nichts bestehet in der Ewigkeit was nicht ewig gewesen ist“⁸⁶. Aus diesem ewigen Urbild des Menschen hat Gott den goldenen göttlichen Menschen⁸⁷ als einen vollkommenen Menschen⁸⁸ von großer Macht und Schönheit und als ein Gleichnis der Gottheit⁸⁹ geschaffen, denn „Adam war das Hertze aller Wesen dieser Welt, erschaffen aus dem Urkunde [Ursprung] aller Dinge: seine Seele aus dem ersten Principio mit dem andern (Prinzip) durchleuchtet, und sein Leib aus dem Element ...

oder Geburt aus der Göttlichen Kraft vor GOtt, welcher war eingegangen in die Ausgeburt des Elements, als in die vier Elementa, und gänzlich in Geist dieser Welt, als ins dritte Principium⁹⁰. Dabei sollte das himmlische Centrum dieses Menschen „fix bleiben, und das irdische sollte nicht erwecket werden: und in solcher Kraft war er ein Herr über Sternen und Elementa, und hätten ihn alle Creaturen gefürchtet, und wäre unzerbrechlich gewesen; Er hatte aller Creaturen Kraft und Eigenschaft in sich, denn seine Kraft war aus der Kraft der Verständniß. Nun must er haben alle drey Principia, sollte er GOTTes Gleichniß seyn; (1) Die Quall der Finsterniß, und (2) auch des Lichtes, und (3) auch die Quall dieser Welt: und sollte doch nicht in allen dreyen leben und qualificiren, sondern in einer, als in der Paradeisischen, in welcher sein Leben aufging⁹¹. Als wesentliches Kennzeichen der Vollkommenheit des ersten Menschen, in dessen Geist „auch ein Funcke aus dem Licht und (der) Kraft GOTTes darinnen verborgen⁹² war, galt seine Fähigkeit zur höchsten Erkenntnis Gottes. Ein weiteres Kennzeichen seiner Vollkommenheit war seine Androgynität: „Adam war naked, und doch mit der grösten Herrlichkeit bekleidet, als mit dem Paradeis, ein ganz schön, hell, Crystallinisch Bilde, kein Mann, kein Weib; sondern beydes, als eine männliche Jungfrau, mit beyden Tincturen in der Temperatur⁹³. Der Ausdruck „Tinctur“, der aus der Alchemie stammt und den Böhme übernommen und umgeformt hat, bezeichnet eine Substanz, die einen Wandlungsvorgang bewirkt von der Art „wie das Feuer ein Licht gebäret⁹⁴. Die beiden Tincturen, das heißt die männliche Feuer- und die weibliche Lichttinctur durchdringen sich im androgynen Urmenschen in der „Temperatur⁹⁵“, das heißt in einer vollkommenen harmonischen Einheit. Diese androgyne Beschaffenheit Adams ist Ausdruck der Vermählung seiner Seele mit der himmlischen Jungfrau, wodurch Gott im Herzen des Menschen gegenwärtig ist. Böhme schildert das ganzheitliche Zusammenwirken und die Einheit der beiden Kräfte in der androgynen Natur sehr genau und ausführlich: „Zwey fixe und

beständige Wesen waren in Adam; als, der geistliche Leib von der Liebe-Wesenheit des innern Himmels, welcher Gottes Tempel war, und der äussere Leib, als der Limus [Extrakt] der Erden, welcher des innern geistlichen Leibes Gehäuse und Wohn-Haus war, welcher in keinerley Wege nach der Eitelkeit der Erden offenbar war, denn er war ein Limus, Auszug des guten Theils der Erden, welches in der Erden am Jüngsten Gerichte soll von der Eitelkeit des Fluches und der Verderbung des Teufels geschieden werden. Dieselbe zweyerley Wesen, als das innere himmlische und das äussere himmlische, waren in einander vermählet, und in ein Corpus gefasset, darinnen war die hochheilige Tinctur vom Göttlichen Feuer und Lichte, als die grosse freudenreiche Liebe-Begierde, welche das Wesen anzündet, daß die zweyerley Wesen einander gantz inbrünstig in der Liebe-Begierde begehrten und sich liebten; das Innere liebte das Aeussere, als seine Offenbarung und Empfindlichkeit; und das Aeussere liebte das Innere, als seine grösste Süßigkeit und Freudenreich, seine edle Perle und allerliebste Gemahlin, und waren doch nicht zwey Leiber, sondern nur Einer, aber zweyerley Essentz, als eine innere himmlische, heilige, und eine aus der Zeit Wesen, welche mit einander in ein Ewiges vermählet waren“⁹⁶. Aufgrund seiner Geistleiblichkeit brauchte der erste Mensch keine Kleider, „denn das Himmlische drang durch das Aeussere, und war sein Kleid: Er stund in grosser Schönheit, Freude und Lust, in einem kindlichen Gemüthe; Er hätte auf Magische Art gessen und getruncken, nicht in Leib, wie ietzunder, sondern im Maulte, da war die Scheidung, denn die Paradeis-Frucht war auch also. Alles war zu seinem Spiel gemacht, kein Schlaff war in ihm, die Nacht war ihm als der Tag: Denn er sahe mit verklärten Augen in eigenem Lichte; der innere Mensch, als das Innere Auge, sahe durch das Aeussere; gleichwie wir in jener Welt werden keiner Sonne dürfen, dann wir sehen im Göttlichen Sehen, im Lichte der eigenen Natur. Keine Hitze noch Frost hätte sie gerüget, es wäre auch kein Winter auf Erden offenbar worden, dann im Paradeis war eine gleiche Tempe-

rantz⁹⁷. Über die Augen und das Sehen des ersten Menschen schreibt Böhme: „Er hatte reine Augen, und das doppelt oder zweyfach, denn er hatte beyde Reiche an sich, als GOTTES und dieser Welt Reich; aber gleichwie GOTT ein HErr über alles ist, also sollte auch der Mensch in GOTTES Kraft ein Herr über diese Welt seyn. Gleichwie GOTT in allem herrschet, und alles durchgeheth, dem Dinge unempfindlich: Also konnte der verborgene Göttliche Mensch in alles gehen und schauen: Zwar der äussere Mensch war im äussern, aber ein Herr über das äussere, und war unter ihm, er zähmete ihn nicht. Er hätte können Felsen zerbrechen ohne Noth, die Tinctur der Erden war ihm gantz erkenntlich, er hätte alle Wunder der Erden erfunden: Denn zu dem Ende war er auch ins äussere geschaffen, daß er solte in Figuren offenbaren, und ins Werck führen, was in der ewigen Weisheit war ersehen worden, denn er hatte die Jungfräuliche Weisheit in ihm⁹⁸. Ein Ausdruck und Zeichen der gottähnlichen Vollkommenheit Adams war schließlichs seine Fähigkeit, die Sprache Gottes, die Sprache der Engel und die Sprache der Natur zu verstehen. Weil er die Natursprache und die sensualische Sprache der gesamten Schöpfung verstand, war er imstande allen Geschöpfen und Dingen ihren Namen zu geben. Alle diese Vollkommenheiten waren Anblicke der ursprünglichen Einheit Adams mit der Wirklichkeit Gott.

7. Der zweifache Fall des ersten Menschen

Beim Fall des Menschen sind zwei Stufen zu unterscheiden. Der erste Fall Adams bedeutet den Verlust seiner ursprünglichen Einheit mit Gott. Der erste Mensch war in seiner Entscheidungsfähigkeit frei, weil Gott ihn zum Freund haben wollte, der sich frei für ihn entscheiden konnte. Und diese von Gott geschenkte Freiheit „war die rechte Proba, was der freye Wille der Seelen (Adams) thun würde, ob er wolte in Göttlicher Harmony bleiben, oder ob er wollte in die Selbstheit eingehen: alhie ward er in Seele und Leib versu-

chet, und von allen 3 Principien gezogen, ein jedes wollte sein Wunder mit ihm verbringen“⁹⁹. Adam hat diese Versuchung nicht bestanden, weil er dem Angriff der äußeren Welt nachgegeben hat; deshalb ist er aus der Harmonie der androgynen Einheit in die Vielheit gefallen, weil er probieren wollte, „wie es schmeckte wann Böses und Gut ineinander, ein jedes in sich selber offenbar wäre, als in der Ungleichheit ausser dem Göttlichen Einen“¹⁰⁰. Dieses Streben nach Vielheit hat zur Folge, daß der Geist dieser Welt (Spiritus Mundi) Adam bedrängt und sich mit Gewalt in seine „Tinctur zur Jungfrauen (setzte), und wollte in Sie und mit ihr inqualiren und ewig leben, davon die Tinctur müde ward, und die Jungfrau wich“¹⁰¹. Damit zerbricht der Bund zwischen der himmlischen Jungfrau Sophia, welche die Braut Adams ist und dem finsternen Geist der Welt, der in Adam die Jungfrau bedrängt und zu überwältigen versucht. Angesichts dieser drohenden Gewalt wendet sich die Jungfrau hilfesuchend zum Herzen Gottes und wendet sich von Adam ab und verlässt ihn. Dadurch wird der einsam gewordene Adam ohnmächtig und sinkt bewusstlos in einen tiefen Schlaf, der den Verlust des Wissens vom göttlichen Freudenreich versinnbildlicht. Zugleich wurde sein himmlischer Leib zu Fleisch und Blut“¹⁰². Gott lässt entsprechend dem Bericht der Heiligen Schrift diesen halbzerbrochenen Adam aber nicht allein; er entnimmt dem schlafenden bewusstlos gewordenen Adam eine Rippe und formt daraus eine Gefährtin für ihn. An der Stelle, aus der die Rippe entnommen wurde, bleibt eine Wunde, die nicht nur den Fall des ersten Adam symbolisiert, sondern auch eine Praefiguration der Seitenwunde Christi darstellt. Eva ist als Gefährtin kein „Ersatz“ für die himmlische Jungfrau Sophia. Der ursprüngliche androgyne Adam ist in Mann und Frau aufgespaltet und aus der göttlichen Welt in die äußere Welt gesetzt. Nach diesem ersten Fall essen Adam und Eva von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntnis von Gut und Böse, um zu erkennen „wie alle Kräfte in ihren Eigenschaften schmeckten“¹⁰³. Sobald aber Adam und Eva von den Früchten des Baumes

der Erkenntnis gegessen haben, werden in und an ihnen alle Eigenschaften des Gegensatzes von Gut und Böse offenbar; und das erste Menschenpaar verliert in diesem zweiten Fall endgültig seine Geistlichkeit und wird „nach dem äussern Leib ein Thier aller Thiere, als das thierische Bild GOTTES“¹⁰⁴, mit anderen Worten Adam und Eva werden endgültig irdisch und sterblich. Der irdische Tod ist aber „nicht der ewige Tod: auch müssen wir nicht also blind seyn, und sagen, die Seele sey gestorben in ihrer Creatur; Nein, das mochte nicht seyn, denn was aus dem Ewigen ist, das nimt keinen Tod an; sondern das Ebenbildniß GOTTES, das sich in die creatürliche Seele hat eingebildet, (als das Göttliche Ens) dasselbe verblich, wie der Feuer-Grimm aufwachte. Denn in GOTT ist kein Sterben, sondern nur eine Scheidung der Principien, auf Art zu verstehen, wie wir sehen, daß die Nacht den Tag in sich verschlinget, und der Tag die Nacht“¹⁰⁵. Adam und Eva waren aber der Seele und dem Leibe nach in die Finsternis gefallen und von sich aus nicht mehr imstande, wieder in das Licht Gottes zu gelangen. Sie wären wohl in alle Ewigkeit verloren gewesen, „wenn sich nicht alsobald das Hertze GOTTES mit dem Worte der Verheißung in Adams Seele eingewunden“¹⁰⁶ hätte, oder mit anderen Worten, wenn nicht Gott in das verblichene Ebenbild seinen ewigen heiligen Willen mit der Verheißung auf die Erlösung durch Christus und die Jungfrau Maria eingegeben hätte: „Des Weibes Samen soll der Schlangen den Kopf zertreten“¹⁰⁷

8. Die himmlische Jungfrau Sophia und die Erlösung und Wiedergeburt des Menschen

Den Grundstein für die Erlösung und Wiedergeburt des Menschen hat Gott schon vor der Erschaffung der Welt gelegt, indem er sich mit dem heiligen Namen Jesus in das Urbild des Menschen eingegeben hatte. Als dann in der Seele des gefallenen Menschen das Licht der Gottebenbildlichkeit verloschen war, wurde der heilige Namen Jesus als die höchste

Liebe in das verblichene Ebenbild eingesprochen, damit Gottes Stimme wieder in der Seele wirken kann: „Und das ists, daß sich GOTTES Stimme bey der Eva in des Weibes Samen einsprach, denn das rechte Weib von der himmlischen Welt Wesen, da es noch in Adam war, verstehet nach der Licht-Tinctur war Jungfrau Sophia, als die ewige Jungfrauschaft, oder die Liebe des Mannes, die war in JEHOVA, in Adam offenbar: und ietzt ward sie in der Stimme des Einsprechens im Namen JESU offenbar, welcher sich hatte aus JEHOVA ausgewickelt, mit solchem Bunde, daß der Name JESUS wollte in Erfüllung der Zeit das heilige Wesen der Sophiae, als das himmlische heilige Wesen aus der Liebe, damit die Liebe umschlossen ist, oder (wie man es setzten möchte, darinn die feuerische Liebe ein Wesen ist) in das verblichene Wesen aus JEHOVA einführen. Daß ich aber sage, das Wesen aus JEHOVA sey im Fall verblichen, das ist wahr, und ist eben der Tod, darinnen Adam und Eva starben“¹⁰⁸. Der gefallene Mensch ist somit vor die Entscheidung gestellt, entweder das Gnadengeschenk des heiligen Namens Jesus oder die Phantasie der Hölle auf sich einwirken zu lassen. Gott ist immer im Menschen gegenwärtig, aber erst, wenn der Mensch Gottes Wort wirklich in freier Entscheidung in sich aufnimmt, wird die feurige Eigenschaft des Menschen in Licht verwandelt, „denn alda steht Christus in der abgestorbenen seelischen Eigenschaft vom Tode auf, und wird die Seele ein Glied an Christi Leibe, und zeucht Christum an sich, ja sie wird nach der Liebe Eigenschaft gantz in Christum gepflantz. Darum saget Christus: Wer mein Fleisch isset, und trincket mein Blut, der bleibet in mir, und ich in ihme; Joh. 6, 56. Also geschicht das. Item, Er saget: wir wollen zu euch kommen, und Wohnung in euch machen; Joh. 14: 23. Das ist, der gantze Gott wird in dieser neuen Geburt in Christo, in der Seelen offenbar, und wircket gute Göttliche Früchte“¹⁰⁹. Dieses Erlösungswerk Christi als ein Weg der Verwandlung und Wiedergeburt des Menschen ist mit dem Zusammenwirken der himmlischen Jungfrau Sophia und Maria unlösbar verbunden.

Die himmlische Jungfrau Sophia, die im ersten Fall Adams von ihm gewichen war, geht in Maria wieder in die menschliche Natur ein. Maria wird aber nicht „eine heilige reine Jungfrau genannt nach ihrer irdischen Geburt: das Fleisch das sie von Joachim und Anna hatte, war nicht rein ohne Mackel; sondern nach der himmlischen Jungfrauen ist ihre Heiligkeit und Reinigkeit. Auch so hat sie die himmlische Jungfrau nicht aus eigener Macht an sie gebracht; denn der Engel sagte zu ihr: Der H. Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten, darum das Heilige, das von dir geboren wird, wird GOTTES Sohn genennet werden“¹¹⁰. Die Bedeutung dieser Überschattung der Jungfrau Maria deutet Böhme im Zusammenhang mit der Aufgabe der himmlischen Jungfrau Sophia im Ganzen des göttlichen Erlösungswerks. Die Kraft des Höchsten „ist die himmlische Jungfrau, denn sie ist GOTTES Barmhertzigkeit, und das Heilige ist das Centrum darinnen, das ist die ewige Geburt der heiligen Dreyfaltigkeit; und der H. Geist, der aus dem Centro GOTTES ausgehet, hat die Menschheit Mariä überschattet. Du solt nicht dencken, daß die verderbte Menschheit habe die heilige Gottheit eigenthümlich ergriffen, daß wir könten sagen: Maria in ihrer verderbten Menschheit sey GOTTES gleich; Nein, ist doch das reine Element samt dem Paradeis unter GOTT: und obs gleich von seiner Kraft erboren wird, so ists doch substantialisch, und GOTT ist pur Geist. Denn der Name GOTTES urkundet sich im Centro des Geistes und nicht im Himmel, alleine das Licht im Centro ist das Heilige, und hat kein Centrum, denn es ist das Ende aller Wesen“¹¹¹. Das Ziel des göttlichen Erlösungswerkes ist die Wiedergeburt des Menschen, die durch die erneute Vereinigung der himmlischen Jungfrau Sophia mit dem Menschen zur ursprünglichen androgyne Einheit führen soll. Sie besteht darin, dass die „Lichts-Eigenschaft die feurische, männliche Eigenschaft wieder in die Liebe und Göttliche Demuth sollte transmutiren, und die männliche und weibliche Eigenschaft wieder gantz in Ein Bilde gewandelt würde, wie Adam vor seiner Eva war, da er weder

Mann noch Weib war, sondern eine männliche Jungfrau. Darum nahm Christus seine Seele vom Weibe, als von einer Jungfrauen, und ward aber ein Mann, auf daß er recht im Adamischen Bilde stund, und die abgewandte, zertheilte Lebens-Eigenschaften, in welchen sich unser Wille hatte von GOTT abgebrochen, wieder in die Temperatur und Einigung, als in das Eines brächte¹¹². Damit macht Böhme deutlich, dass „Christus und [die] Jungfrau Sophia nur Eine Person sind, als die wahre männliche Jungfrau GOTTes, welche Adam vor seiner Eva war, da er Mann und Weib, und doch der keines war, sondern eine Jungfrau GOTTes“¹¹³. Christus ist in der Jungfrau Maria aus Gott und Mensch geboren und brachte dadurch die Weisheit Gottes wieder in den Menschen. „Er gab sich willig in Zorn und löschete den mit seiner Liebe, verstehe in der menschlichen Essenz. Er kam aus GOTT in diese Welt, und nahm unsere Seele in sich ein, auf daß Er uns aus der Irdigkeit dieser Welt wieder in sich in GOTT einführete: Er gebar uns in sich wieder neu, daß wir in GOTT zu leben wieder tüchtig wären; aus seinem Willen gebar er uns, dass wir sollen unseren Willen in Ihn setzen; so führete Er uns in sich zum Vater in unser erstes Vaterland wieder ein, als ins Paradeis, daraus Adam ausging. Er ist unser Brunnquell worden, sein Wasser quillet in uns: Er ist unser Brunn, und wir seine Tropfen in Ihme; Er ist die Fülle unserer Wesenheit worden, auf daß wir in Ihme in GOTT leben. Denn GOTT ist Mensch worden: Er hat sein ungründlich und unmeßlich Wesen in die Menschheit eingeführet; sein Wesen, daß den Himmel erfüllet, hat er in der Menschheit offenbaret. Also ist das menschliche Wesen und GOTTes Wesen Ein Wesen worden“¹¹⁴. Diese Einheit von Gott und Mensch hat Böhme auch als Wiederherstellung des Liebesbundes zwischen der himmlischen Jungfrau Sophia und dem Menschen beschrieben. Diese Wiedergeburt „machtet das Irdische alles Himmlisch in eine Eigenschaft wie die Jungfrau war, dann alhie verleuret auch die Jungfrau ihren Namen, dann sie hat ihre Liebe und Perle dem Ritter gegeben; der heisset alhie nun der Weisse Löw, wie die

Schrift saget, vom Löwen vom Hause Israel und Davids, Apoc. 5: 5. der dem Teufel sollte sein Reich zerbrechen, und die Hölle zerstören, das ist, den Zorn GOTTES zerbrechen, und die in Liebe verwandeln. Dieser Ritter oder Löwe ist kein Mann noch Weib, sondern ist beydes; die Feuers- und Lichts-Tinctur muß in Eine kommen¹¹⁵. Alles, was durch den Fall getrennt und in der Trennung nur Angst, Qual und Begierde war, wird im wiedervereinten einen Willen zu einem „Freuden-Ausgehen aus sich selber; und diese ausgehende Eigenschaft heisset der H. Geist, als das Leben der Gottheit: Also wisset, warum der Jungfrauen und des Jünglings Blut muste mit einander vergossen werden, auf daß der Feuer-Löwe stürbe, welcher in der menschlichen Eigenschaft war offenbar worden, daß die Liebe der Jungfrauen seinen Grimm in ihren Liebe-Blute in ihre Eigenschaft transmutirete, und sie vom Jünglinge die Seele bekäme; dann in Adam verblich die Jungfrau, dann die Seele ging aus ihrem Liebe-Willen aus der Gelassenheit aus, in ein Eignes, und ward GOTT ungehorsam. Alhie nimt die Jungfrau die Seele wieder in sich ein, und giebet ihr ihren Perlen-Krantz, als einem Ritter, und nennet sich in seinem Namen den weissen Löwen oder Ritter¹¹⁶. In dieser Wiedergeburt wird die Seele in sich selber „zum Gnaden-Kind erwehlet, wenn sie aus Christo geboren wird, aus dem Göttlichen Ente, welches der einige Vorsatz Göttlicher Gnade ist, daraus GOTTES Gnade in der Seelen offenbar wird; und sie wird auch in ihr selber zum Verdammnis erwehlet aus dem Grunde ihres eigenen Wesens, das ein falsches Ens ist, darinn kein Licht mag geboren werden. GOTTES Vorsatz zur Verstockung ist in ihrem (der Seelen) eigenem Wesen, als der ungründliche Wille zur Natur, der offenbaret sich in iedem Wesen, wie des Wesens Eigenschaft ist¹¹⁷. Dieser ungründliche Wille, der sich im Himmel und in der Hölle offenbart, ist jenseits von allen Offenbarungen ein einiger Wille, und Himmel und Hölle sind ineinander wie Tag und Nacht, „und die Hölle ist ein Grund des Himmels, denn GOTTES Zorn Feuer ist ein Grund seiner Liebe, als des Lichtes¹¹⁸. Dieses Licht vermag

der Mensch erreichen, wenn er seinen Willen in den Willen Gottes eingibt und so seine Ichhaftigkeit zerbricht. An die Stelle des eigenen Willens tritt der göttliche Wille. Wenn also „der Mensch gantz in GOTT gelassen ist, so wird GOTT sein Wille“¹¹⁹. Der Weg, der in diese Gelassenheit führt, ist der Glaube. Böhme betont, dass „das Wort Glauben nicht historisch ist“¹²⁰; der Glaube ist für ihn „anders nichts, als seinen Willen mit GOTT vereinigen, und GOTTES Wort und Kraft in seinen Willen einnehmen, daß diese beyde, als GOTTES Wille und des Menschen Wille, Eine Substantz und Wesen werden, dass der menschliche Wille GOTTES Wille werde“¹²¹. Die Willensbewegung, die zum Absterben des Eigenwillens führt, macht in der Seele des Menschen den Eingang für Christus frei. Christus hat damit im halbtoten Menschen den Tod zerbrochen. „Er brachte uns mit in unsere Menschheit die Jungfräuliche Zucht der Weisheit GOTTES, Er umgab unsere Seelen-Essentz mit himmlischer Wesenheit: Er ward der Held im Streit, da die zwey Reiche miteinander im Streit lagen, als GOTTES Zorn und Liebe ... Er hat sein ungründlich und unmeßlich Wesen in die Menschheit eingeführet; sein Wesen, daß den Himmel erfüllet, hat er in der Menschheit offenbaret. Also ist das menschliche Wesen und GOTTES Wesen ein Wesen worden, eine Fülle GOTTES“¹²². In diese ungründliche Fülle Gottes als „die Ursache zum Lichte, da weder Böses noch Gutes innen ist, kann er [der Mensch] sich schwingen, denn er ist selber derselbe Grund; so er sich nur aus seiner Bildlichkeit, in sich selber, auf den Abgrund, ersencket, so ist er schon da: und in diesem Abgrunde liegt sein Perlein, und Christus stehet alda vom Tode auf, und sitzt alda zur Rechten in der Kraft GOTTES im Himmel des Menschen“¹²³. Die Bedeutung der Beziehung zwischen Christus, dem neuen Adam, und dem alten Adam¹²⁴ für das Mysterium von Tod und Auferstehung beschreibt Böhme mit einer Symbolik, die an den Gralsmythos erinnert¹²⁵: „Also, lieber Leser, solt du wissen, daß sich der ander [neue] Adam Christus nicht vergebens hat lassen creutzigen, und mit einem Speer in seine

Seite stechen, noch sein Blut vergebens vergossen. Alhie liegt der Schlüssel: Adam ward in seiner Seite zerbrochen mit der Ripbe zum Weibe; in dieselbe Seite muste Longini Speer mit GOTTes Grimme kommen, denn er war in Adam kommen und aus Marien Irdigkeit auch in die Seite Christi, und muste das Blut Christi den Grimm ersäuffen, und von dem ersten Adam wegnehmen: denn der andere Adam hatte auch himmlisch Blut, das muste die irdische Turbam ersäuffen, auf daß der erste Adam wieder heil würde¹²⁶. In dieser Darstellung, in welcher „der kranke, mit der Seitenwunde behaftete Gralskönig der gefallene Uradam ist, andererseits das den Gralskelch erfüllende Lebenswasser in der christlichen Weiterbildung der Sage als das Blut des Gekreuzigten vorgestellt wird, das aus seiner von Longinus Speer geschlagenen Wunde floß, ... hebt Böhme mit jener tiefsinnigen Gegenüberstellung der beiden Wunden nicht mehr und nicht weniger als eines der letzten Geheimnisse der ganzen Gralssymbolik ans Licht. Und die alte Rätselfrage nach der Bedeutung des mit dem Gral verbundenen Speeres beantwortet sich hier rein aus den logischen Zusammenhängen des Böhmeschen Systems von selbst: ist der Speer zunächst als destruktive Angriffswaffe Sinnbild des Grimmfeuers, so wird er durch die Berührung mit Christi Blut in demselben Sinne zum heiligen Speer wie sich das negative Feuer durch die Sanftmut des Wasserquells in die heilige Lichtfeuersmacht verwandelt. Wobei dieser Gedankenkreis dann ... in das androgyne Ganzheitssymbol eines Beieinanders von Speer und Gral zurückläuft, wie es in der schon früher erwähnten Weise dem Hieros Gamos des angezündeten Lichtwassers, in welchem Zorn und Liebe Ein Ding geworden sind, entspricht¹²⁷. Jakob Böhme hat dieses Erlösungsmysterium selbst erfahren und in seinen Werken immer wieder von neuem beschrieben; seine Absicht dabei bestand darin, den Menschen einen Weg zu diesem Mysterium aufzuzeigen. Seiner Auffassung nach können alle Menschen, die aufrichtig zu diesem Mysterium der Erlösung streben, diese Erlösung und Wiedergeburt erlangen, wenn sie den geistigen

Weg gehen, den Christus von seiner Menschwerdung bis zu seiner Himmelfahrt gegangen ist. Böhme bezeichnet diesen geistigen oder mystischen Weg auch als Prozess, und er fordert seine Schüler auf: „Du mußt doch gänzlich in seinen Prozeß eingehen, und der Seelen Eitelkeit in seinem Prozeß immerdar absterben: Dann Jungfrau Sophia vermählet sich anderst gar nicht mit der Seelen, als nur in dieser Eigenschaft, welche in der Seelen durch Christi Tod ausgrünet, als ein neu Gewächse, das im Himmel steht“¹²⁸. Damit dieser Prozess vollendet werden kann, muss also die Feuerseele „im Feuer GOTTes bestehen und also lauter seyn als Gold, denn sie ist der Mann der Edlen Sophia, aus des Weibes Samen, sie ist des Feuers Tinctur, und Sophia des Lichts Tinctur: So die Tinctur des Feuers gantz rein ist, so wird ihr Sophia in sie eingegeben, so bekommt Adam seine alleredelste Braut, die ihm in seinem ersten Schlawfe genommen ward, wieder in seine Arme, und ist fürbas kein Mann noch Weib, sondern ein Zweig an Christi Perlein-Baume, die im Paradeise GOTTes stehet“¹²⁹. Dieser Prozess setzt, was Böhme immer wieder nachdrücklich betont hat, als Erstes das Absterben des Eigenwillens voraus, denn nur in dieser Gelassenheit findet der Mensch seinen wahren Grund und Ungrund, und erkennt, dass er in seinem tiefsten Wesen schon immer mit der göttlichen Wirklichkeit eins ist. Böhme hat die Selbstoffenbarungen Gottes und ihre stufenweise gleichewige Entfaltung in seinem gewaltigen Durchbruchserlebnis aus dem Jahr 1600 geschaut und in seinen Schriften, worauf schon mehrfach hingewiesen wurde, auf vielfältige Weise dargestellt. Im folgenden Text hat er die wesentlichsten Anblicke dieser umfassenden geistigen Schau für seine Schüler und Leser kurz zusammengefasst: „Also verstehets endlich in dem Wege: GOTT ist selber alles in allem; aber Er gehet aus dem Grimme aus, und findet die Licht-und Kraft-Welt in sich selber, Er machet sie selber, daß also der Grimm mit allen Gestalten nur eine Ursache des Lebens (und sich selber in grossen Wundern finden) sey. Er ist der Grund und Ungrund, die Freyheit und auch die Natur, in Licht und

Finsterniß; und der Mensch ists auch alles, so er sich nur also selber sucht und findet, als GOTT. Unser gantzes Schreiben und Lehren langet nur dahin, wie wir uns müssen selber suchen, machen und endlich finden; wie wir müssen gebären, daß wir ein Geist mit GOTT sind, daß GOTT in uns sey, und wir in GOTT, daß GOTTES Liebe-Geist ist in uns sey das Wollen und auch das Thun, und daß wir der Angst-Qual entrinnen; daß wir uns in die wahre Gleichniß in drey Welten einführen, da eine iede in ihrer Ordnung stehet, und daß die Licht-Welt in uns der Herr sey, als die das Regiment führe; daß also die Angst-Welt in der Licht-Welt verborgen bleibe, als in GOTT auch, und nur also eine Ursache des Lebens und der Wunder GOTTES sey; Sonst wo wir die Licht-Welt nicht erreichen, so ist die Angst-Welt in uns das Ober-Regiment, so leben wir ewig in feindlicher Qual. Dieser Streit währet so lange das irdische Leben währet, hernach gehet es ins ewige AETHER, in Licht oder Finsterniß ein, davon ist kein Erretten mehr, und davor warnet uns GOTTES Geist, und lehret uns den rechten Weg, Amen.“¹³⁰.

Zum Abschluss

Auszüge aus einem Gespräch zwischen der himmlischen Jungfrau Sophia und der Seele

Die himmlische Jungfrau Sophia spricht zu der Seele:
„Mein edler Bräutigam, meine Stärcke und Macht, biß mir zu vielenmalen willkommen: Wie hast du meiner so lange vergessen, saß ich in grossem Trauren vor deiner Thür stehn müssen anklopfen? Habe ich dir doch allezeit geflehet und geruffen: Aber du hattest dein Antlitz von mir gewandt, deine Ohren waren aus meinem Lande gegangen; Mein Licht kondest du nicht sehen, dann du wandelst im finstern Thal: Ich bin nahe bey dir gewesen, und habe dir stets geflehet, aber deine Sünde hielt dich im Tode gefangen daß du mich nicht kanntest. Ich kam in grosser Demuth zu dir, und rief dir, aber du warest in der Macht des Zornes GOTTES reich, und achtetest meiner Demuth nicht: Du hattest dir den Teufel zum Buhlen

genommen, der hat dich also besudelt, und sein Raub-Schloß der Eitelkeit in dir aufgebaut, und dich gantz von meiner Liebe und Treue abgewendet in sein gleißnerisches, falsches Reich, darinnen hast du viel Sünde und Bosheit gewircket, und deinen Willen von meiner Liebe abgebrochen, und hast mir die Ehe gebrochen, und eine fremde Buhlschaft gepflogen, und mich, deine dir von GOTT gegebene Braut, lassen im verblichenen Wesen, ohne Stärcke deiner Feuers Macht stehen. Ich habe nicht können ohne deine Feuers Macht frölich seyn, dann du bist mein Mann, von dir wird mein Glantz offenbar, du kanst meine verborgene Wunder in deinem Feuer-Leben offenbaren, und in Majestät einführen und bist doch ausser mir ein Dunckel Haus, da nur Angst und Pein, darzu eine feindliche Qual innen ist.

O edler Bräutigam, bleib doch mit deinem Angesichte vor mir stehen, und gib mir deine Feuer-Strahlen, führe deine Begierde in mich, und zünde mich an, so will ich dir aus meiner Sanftmuth deine Feuer-Strahlen in ein weisses Licht verwandeln, und meine Liebe durch deine Feuer-Strahlen in deine Feuers-Essentz einführen, und will dich ewig küssen.

O mein Bräutigam, wie ist mir so wol in deiner Ehe, küsse mich doch mit deiner Begierde, in deiner Stärcke und Macht, so will ich dir alle meine Schöne zeigen, und dich mit meiner süßen Liebe im hellen Lichte, in deinem Feuer-Leben erfreuen. Alle heiligen Engel erfreuen sich ietzt mit uns, daß sie uns wieder in der Ehe sehen. Nun mein lieber Buhle, bleib doch in meiner Treue, und wende dein Angesichte nicht mehr von mir, wircke du in meiner Liebe deine Wunder, darzu dich GOTT erwecket hat.

Weiter spricht die Seele zu ihrer Edlen Jungfrau Sophia, als zu ihrer in ihr wiedergeborenen Buhlschaft.

Ach meine edle Perle¹³¹, und eröffnete Flamme meines Lichtes, in meinem ängstlichem Feuer-Leben, wie verwan-

delst du mich in deine Freude! O schönes Lieb, ich bin dir ja in meinem Vater Adam brüchig worden, und habe mich durch die Feuers-Macht in Wollust und Eitelkeit der äussern Welt gewandt, und eine fremde Buhlschaft angenommen, und hätte also müssen ewig im finstern Thal, in fremder Buhlschaft wandeln, wann du nicht wärest in grosser Treu, durch dein Durchdringen, und Zerbrechung des Zorns GOTTes, der Höllen, und finstern Todes, in das Haus meines Elendes zu mir kommen, und hättest meinem Feuer-Leben deine Sanftmuth und Liebe wiederbracht.

O süsse Liebe, du hast mir Wasser des ewigen Lebens aus GOTTes Brunnlein mit gebracht, und mich in meinem grossen Durste erquicket: In dir sehe ich GOTTes Barmhertzigkeit, welche mir zuvorn in der fremden Buhlschaft verborgen stunde; In dir kann ich mich erfreuen, du wandelst mir meine Feuer-Angst in grosse Freude. Ach holdseliges Lieb, gib mir doch deine Perle, daß ich ewig möge in solcher Freude stehen.

Darauf antwortet die edle Sophia der Seelen wieder, und spricht:

Mein lieber Buhle, und treuer Schatz, du erfreuest mich hoch in deinem Anfange: Ich bin ja durch die Tieffe Thoren GOTTes zu dir eingebrochen, durch GOTTes Zorn, durch Hölle und Tod, in das Haus deines Elendes, und habe dir meine Liebe aus Gnaden geschencket, und dich von Ketten und Banden erlöset, daran du feste angebunden warest, ich habe dir meine Treue gehalten: Aber du bittest ietzt ein schweres von mir, das ich nicht gerne mit dir wage. Du willst mein Perlein zum Eigenthum haben: Gedencke doch mein lieber Bräutigam, wie du es vorhin in Adam verwarloset hast; Darzu stehest du noch in grosser Gefahr, und wandelst in zweyen gefährlichen Reichen: Als in deinem Feuer-Urstand wandelst du im Lande, da sich GOTT einen starcken eiferigen GOTT, und ein verzehrend Feuer nennet; Im andern Reiche wandelst du in der äussern Welt in der Luft, im eiteln verderbten Fleisch

und Blut, da der Welt Wollust mit des Teufels Angriffen, alle Stunde über dich herrauschen; Du möchtest in deiner grossen Freude wiederum Irdigkeit in meine Schöne einführen, und mir mein Perlein verdunckeln; Auch möchtest du stolz werden, wie Lucifer ward, als er das Perlein zum Eigenthum hatte, und möchtest dich von GOTTes Harmonie abwenden, so müste ich hernach ewig meines Buhlen beraubt seyn.

Ich will mein Perlein in mir behalten, und will in deiner verblichenen, und ietzt in mir wieder lebendig gemachten innern Menschheit, im Himmel in dir wohnen, und mein Perlein dem Paradeis vorbehalten, biß du diese Irdigkeit von dir ablegest, als dann will ich dirs zum Eigenthum geben; aber mein Antlitz, und süsse Strahlen des Perleins, will ich dir die Zeit dieses irdischen Lebens gerne darbieten: Ich will mit dem Perlein im inneren Chor wohnen, und deine getreue liebe Braut seyn; In dein irdisch Fleisch vermähle ich mich nicht, dann ich bin eine Königin der Himmeln, und mein Reich ist nicht von dieser Welt; iedoch will ich dein äusser Leben nicht wegwerfen, sondern ofte mit meinen Liebe-Strahlen heimsuchen, dann deine äussere Menschheit soll wiederkommen; aber das Thier der Eitelkeit will ich nicht haben, GOTT hat das auch nicht aus seinem Fürsatz also grob und irdisch geschaffen, sondern deine Begierde hat diese viehische Grobheit in Adam durch Lust gefasset, aus allen Essentien der aufgewachten Eitelkeit, irdischer Eigenschaft, darinnen Hitze und Kälte, dazu Wehethun, und Feindschaft, auch das Zerbrechen stehet.

Nun, mein lieber Buhle und Bräutigam, gib dich mir in meinen Willen, ich will dich in diesem irdischen Leben in deiner Fährlichkeit nicht verlassen: wann dich gleich wird GOTTes Zorn überziehen, daß dir wird bange seyn, und meinst, ich habe dich verlassen, so will ich doch bey dir seyn, und dich verwahren, dann du kennest dich nicht, was dein Amt ist, du solst diese Zeit wircken und gebären. Du bist die Wurtzel dieses Baumes, aus dir sollen Zweige geboren werden, die müs-

sen alle in Aengsten geboren werden, Ich dringe durch deine Zweige in ihrem Saft mit aus, und gebäre Früchte auf deinen Aesten, und das weist du nicht; Dann der Höchste hat mich also geordnet, bey und in dir zu wohnen.

Darum wickle dich in die Gedult, und hüte dich vor Wollust des Fleisches, brich ihm den Willen und Begierde, halte es im Zaum, als ein böses Roß, so will ich dich ofte in deiner feurischen Essentz besuchen, und dir meinen Liebes-Kuß geben, und dir ein Kränzlein aus dem Paradeis, zum Zeichen meiner Liebe, mitbringen und aufsetzen, darinnen du dich solst erfreuen: Aber mein Perlein gebe ich dir diese Zeit nicht zum Eigenthum. Du solst in der Gelassenheit bleiben stehen, und hören, was der Herr in deiner Harmonie in dir spielet, dazu solt du Ihm Klang und Essentz deines Throns aus meiner Kraft geben, denn du bist nun ietzt ein Bote seines Mundes, und solst seinen Ruhm und Ehre verkündigen, Um dieser Ursache halben habe ich mich ietzt aufs neue mit dir verbunden, und dir mein ritterliches Sieges-Kränzlein, das ich in der Schlacht des Teufels und Todes erlanget habe, aufgesetzt. Aber die Perlen-Crone, damit ich dich crönete, habe ich dir beygelegt, die solst du nicht mehr tragen, biß du rein vor mir wirst seyn.

Die Seele spricht ferner zu der Edlen Sophia.

Ach du meine schöne und süsse Gemahlin, was soll ich vor dir sagen! Laß mich nur dir befohlen seyn, ich kann mich nicht verwahren: willst du mir ietzt nicht das Perlein geben, so sey es in deinem Willen, gib mir nur deine Liebes-Strahlen, und führe mich durch diese Pilgram-Strasse. Erwecke und gebäre du in mir was du willst, ich will hinfort dein eigen seyn, und mir nichts mehr wollen noch begehren, ohne was du durch mich willst. Ich hatte deine süsse Liebe verschertzt, und dir meine Treu nicht gehalten, dadurch ich war in ewige Straffe gefallen: weil du aber bist aus Liebe zu mir in die Höllen-Angst kommen, und hast mich von Pein erlöset,

auch wieder zum Gemahl angenommen, so will ich jetzt um deiner Liebe willen, meinen Willen brechen, und dir gehorsam seyn, und auf deine Liebe warten: Ich habe nun genug, daß ich weiß, daß du in allen Nöthen bey mir bist, und mich nicht verlasset. O holdseliges Lieb, ich wende mein feuriges Angesichte zu dir. O schöne Crone, hole mich doch balde in dich, und führe mich aus der Unruhe, ich will ewig dein eigen seyn, und nimmermehr von dir weichen.

Die Edle Sophia antwortet der Seelen gantz tröstlich und spricht:

Mein edler Bräutigam, sey getrost, ich habe mich mit dir verlobet, in meiner höchsten Liebe, und in meiner Treue mit dir verbunden: Ich will alle Tage biß an der Welt Ende bey und in dir seyn, ich will zu dir kommen, und Wohnung in deinem innern Chor in dir machen, du solst aus meinem Brunnlein trincken, dann ich bin nun dein, und du bist mein, uns soll der Feind nicht mehr scheiden. Wircke du in deiner feurischen Eigenschaft, so will ich dir meine Liebe-Strahlen in dein Wircken eingeben: wir wollen den Weinberg JESU Christi bauen; gib du Essentz des Feuers, so will ich Essentz des Lichtes und Gedeyen geben; Sey du Feuer, so will ich Wasser seyn, wir wollen das in dieser Welt verrichten, darzu wir von GOTT verordnet sind, und wollen Ihme dienen in seinem Tempel, der wir selber sind, Amen¹³².

*

Gesammelte Zitate von Hans Thoma

aus J. A. Beringer: Thoma der Malerpoet (1910)

Kunst und Kunstkritik

Wer öffentliche Kritik ausübt, nimmt ein großes Recht für sich in Anspruch. Große Rechte, ohne durch große Pflichten balanciert zu werden, haben etwas Unmoralisches. Die Kritik hat nicht das Recht, den Künstler persönlich zu beleidigen oder so herunterzusetzen, daß er dadurch zu Schaden kommt.

Kunst und Staat

Die Erfahrung habe ich gemacht, daß Vereinigungen, seien sie staatlicher oder privater Art, mich nie gefördert oder beachtet haben – aber es waren von Anfang an *Persönlichkeiten*, die mir halfen und mich stützten; denn das Persönlichste, was es gibt, die echte Kunst, kann nur von Persönlichkeiten gestützt und gefördert werden. – Persönlichkeit findet Persönlichkeit: dieser Glaube ist mir geworden und bleibt mir, und ich spreche es aus, daß die Kunst von Vereinigungen, von sogenannter öffentlicher Meinung nie Gutes zu erwarten hat. Sie wird von oben gesetzt von der Persönlichkeit, deren Ausdruck sie ist. Sie kann nicht von einer Allgemeinheit ausgehen, – *eine* Seele, *ein* Kopf kann sie nur schaffen.

*

Ein wirklicher Künstler kann gar kein Kunstmärtyrer sein – wenn auch die Lebensmisere, die er ja mit allen Sterblichen gemeinsam zu tragen hat, ihn verfolgt; gerade in seinem Schaffen ist ihm etwas gegeben, was ihn aus dem Zufall der Geschehnisse erhebt. Dadurch, daß ein Gott ihm gegeben „zu sagen, was er leidet,“ aber auch zu sagen, wie er sich freut, zu offenbaren, was er schaut und hört, hat er schon seinen

Lohn. – Durch die Gaben, die Gott oder die Natur ihm gegeben, wird er selber zum Gebenden. –

Aus der Rede am 60. Geburtstag. 2. Oktober 1899

Aus der Gemeinschaft des Gefühlslebens entsprungen, erhaben über alle egoistischen Bestrebungen, die der Tag, das Leben notwendig mit sich bringen, die entzweien und zum Kampf führen, stellt die Kunst einen schönen Frieden her. Wir können durch sie erhoben sein in eine Region über allem Lieben und Hassen. – Ein Hauch der Versöhnung begleitet sie, und was der Wille heftig fordert und erkämpft im Leben, das schweigt vor ihr und sie löst es auf zu stillem Schauen. – Wir können dem ähnlich werden, was man sich unter Göttern denkt – die Ruhe kommt, die alle Angst des klopfenden Herzens verscheucht, – die große Gelassenheit. – Ja, wenn sich die Kunst so recht in ihrer Erhabenheit würde zeigen können, so wäre der Frieden auf der Erde hergestellt – aber sie ist halt auch nur menschlich, Schwächen mischen sich ein – ja, sogar Verzechnungen sollen vorkommen.

*

Die Natur hat mir ein gutes Augenpaar zum Sehen und Schauen mitgegeben, von den Eltern erbte ich Ausdauer im Arbeiten und die ruhige Geduld, das große Erbgut armer Leute, wenn sie dieselbe richtig gebrauchen lernen; als besonderes Muttererbe wurde mir ein reicher Schatz von Phantasie und Poesie in den einfachsten Grundformen, wie sie im Volke noch leben – meine Erziehung zur Kunst war geradezu glänzend, die Dorfschule mit ihren Anforderungen war mir leicht und ließ mir viel Zeit, all den Wechsel von Licht und Farbe zu sehen, wie die Jahreszeit ihn hervorbringt. Was hatte ich für Zeit, in die Wolken zu schauen, von den Höhen ins Tal hinunter und hinauf [20] zu den Bergen, wie die Wolkenschatten ihr Spiel trieben – das alles sah ich so deutlich, schon lange

vorher, ehe ich daran denken konnte, solche Sachen zu malen. Man sagt: „Die Kunst geht nach Brot,“ aber ich sage: „Die Kunst ist selber Brot, eine der Menschheit zu ihrem geistigen Bestehen notwendige Nahrung.“ –

Kunstbetrachtungen

Alle Kunst geht aus der Einheit der Seele hervor, und so wird sie dort, wo sie Eingang findet, auch wieder zur Einheit der Seele sprechen.

Daß der Künstler ein Suchender ist, um den passenden Ausdruck für sein Seelenbild zu finden, und daß ein Suchender auch irren kann, das müssen wir unserer Menschlichkeit schon zugestehen, und es soll schon vorgekommen sein, daß ein Künstler etwas ganz anderes gesucht und sogar auch gefunden hat, als was das kunstsinnige Publikum von ihm verlangt hat. – Denn die Wege des Lebens sind gar wunderbarlich.–

*

Die Kunst ist der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen.

Nur der *Künstler* steht eigentlich so ganz kritiklos der Welt gegenüber, er staunt die Welt an, er nimmt sie, wie ein Kind sie nimmt – ihm erscheint, als ob alles gut wäre, er ist der geborene Optimist.

Die Kunst ist aller Verpflichtung enthoben, etwas erklären und deuten zu wollen am Welträtsel, das ist ihre schöne Einseitigkeit.

Wie das Kind mit seiner Puppe, der es in Liebesregung alles Leben zugesteht, der es die eigene Seele leiht, damit die Puppe lebe, so spielt vielleicht die Kunst mit allen Dingen. – Die böse Stunde der Erkenntnis, oft vom blinden Zufall herbeigeführt, bleibt keinem von ihnen erspart – sie verleitet

das Kind, ein Löchlein im Leib der Puppe mit den Fingerchen größer bohrend, dahinter kommen zu wollen, was eigentlich in der Puppe steckt, und wenn dann die Sägespäne, diese Moleküle, herabrieseln auf den Boden, dann ist es zu spät, es steht weinend vor dem leeren Balg, dem es seine Seele nicht mehr leihen kann. – Es empfindet es als Sünde, daß es den Einflüsterungen einer dunkeln Macht Gehör gegeben hat und Erkenntnis haben wollte. –

*

Die meiste Sehnsucht nach den Paradiesgärten des Lebens werden freilich immer die Künstler haben, und es soll den Cherubimen, die dort Polizei halten, am allerschwersten fallen, dieses Volk hinauszutreiben. – Mit Furcht, fast mit verschlossenen Augen essen sie die Frucht vom Baum der Erkenntnis, sie verstecken sich alsdann hinter allerlei Buschwerk vor den Flammenschwertern, die das Paradies zu säubern haben, sie sind mäuschenstill, damit man sie nicht merken soll; ja, ich glaube, manche haben die Absicht, hinten herum zu schleichen, wo das Jenseits von Gut und Böse ist – wo auch der Baum des Lebens steht, von dessen Früchten sie essen wollen . . .

*

Die Kunst ist eine der menschlichen Tätigkeiten, die innigst mit dem Leben zusammenhängen. Darum ist sie wohl auch widerspruchsvoll; denn was ist widerspruchsvoller, als das Leben selber. Das fügt sich keiner Schablone, und alle unsere Erzieherkünste können verzweifeln, wenn nicht das Leben selber, die Gesundheit des Lebens alles Verfahrene oft gegen allen Verstand der Verständigen wieder ins rechte Geleise bringen würde.

Ich bin optimistisch genug, um zu denken, daß es mit der Kunst auch so sein wird: denn im Anfang war die Kunst, die Meinungen über dieselbe sind erst später entstanden.

So sind unsere Betrachtungen über Kunst, kein du sollst, du mußt, das darfst du, und das darfst du nicht, sondern ein: Du bist! in dir manifestiert sich der Geist des Lebens.

Abgerissene Blätter und Sprüche

Bei des Lebens Irrgangwegen
Wie wär' ich da so schlimm gefahren,
Wenn nicht des tiefsten Ernstes Segen
Mich vor Umsturz konnte wahren!
Doch ohne meinen Leichtsinn, ihn auch will ich preisen,
Steckt ich noch tief in ausgefahren Gleisen.

*

Die Schaffenden müssen hart werden!
Aber nicht gegen andere, sondern gegen sich selbst.

*

Das Leben hat der dunkeln Rätsel viele,
Und keine Lösung kommt damit zum Ziele;
Geh dran vorbei, laß sie in Ruh,
Sieh still bescheiden ihnen zu,
Bleib' wohlgemut und spiele! –

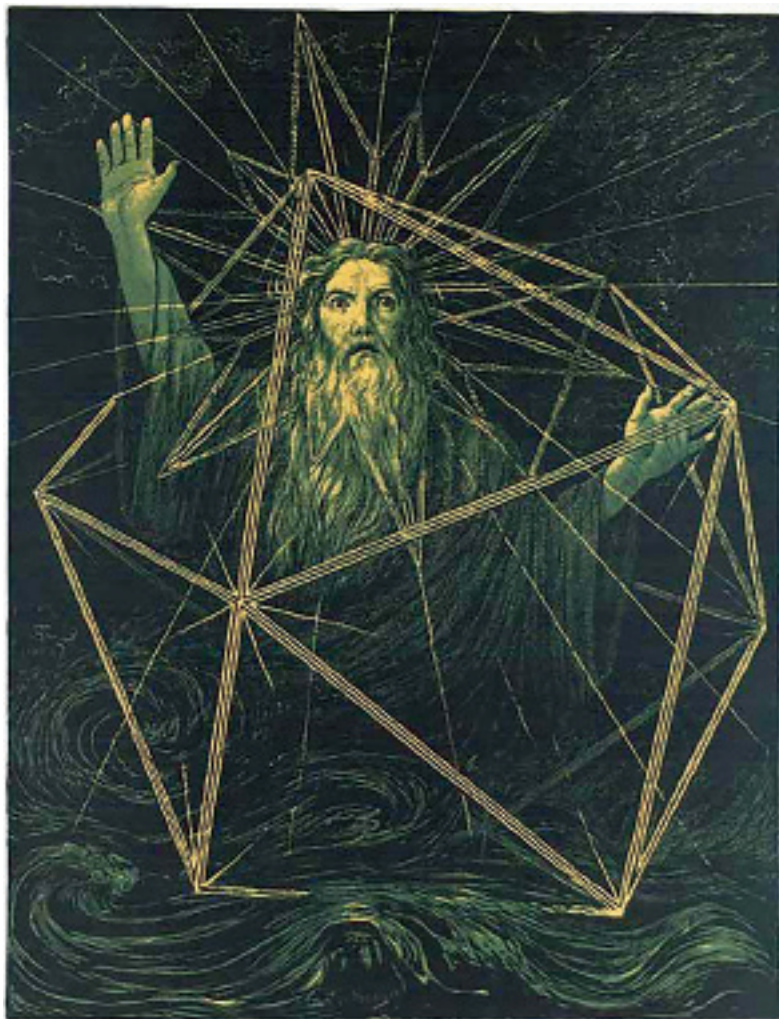
*

Nur ein heiliger Mann durfte in seinem hohen Alter
seinen Mitmenschen zurufen: „Kindlein, liebet einander!“
Ein gewöhnlicher alter Mann, den das Leben müde und
mild gemacht hat, darf aber doch die Mahnung aussprechen:
„Brüder, hasset einander nicht!“

*

O Erde, nur noch einen letzten Blick,
Du willst das Aug', das du geliehen, wieder;
Ich hab' es nicht verdorben, etwas müd' nur sind die Lider;
Es war ein gutes Augenpaar, ich geb' es dir mit Dank zurück. –

J.A. Beringer: Thoma der Malerpoet, 1910



Hans Thoma (1839-1924), Es werde Licht, 1903, Lithographie

Literarische Gesellschaft Görlitz

Donnerstag, den 14. März 1929, Bankettsaal, 20 Uhr

Max Herrmann-Neisse: Aus eigenen Werken

Unter Mitwirkung von Hildegard Neumann-Hegenberg
und Wilhelm Scholl (am Flügel)

*

I. Drei Gesänge zu Texten von Max Herrmann-Neisse:

Der Vollmond lockt den Dieb . . . Gerhard Strecke

Tragödie Wilhelm Scholl

Lied am Abend Gerhard Strecke

Hildegard Neumann-Hegenberg

II. Max Herrmann-Neisse: Aus eigenen Werken

Aus dem Gedichtband „Einsame Stimme“:

Phantasie / Die Hand / Die Spieler

Aus dem Gedichtband „Abschied“:

Fahrende Leute des Todes / Letzte Sommertage

Aus Manuskripten:

Mein Geheimnis / Traum und Vergänglichkeit

Nächtlicher Helmzug im Gebirge / Wir altern

Das Antlitz

III. Zwei Gesänge zu Texten von Max Herrmann-Neisse:

Himmelfahrt Gerhard Strecke

Fürchte dich nicht James Simon

Hildegard Neumann-Hegenberg

Änderungen vorbehalten.

 **AUGUST FÜRSTER-KONZERT-FLÜGEL**
ZWEIGHAUS GÖRLITZ, JAKOBSTRASSE 5

Karten in der Geschäftsstelle der Literarischen Gesellschaft (Reimersche
Buchhandlung) für Mitglieder 0,50 u. 1,- RM., für Gäste 1,- u. 2,- RM.

Literatur von Max Herrmann-Neisse unter Mitwirkung von Hildegard Neumann-Hegenberg

Fritz Neumann-Hegenberg

von H. R. Zimmermann

Zum ersten Mal las ich seinen Namen im „Schlesischen Kalender“ vom Jahre 1913. Er hatte ganzseitige landschaftliche Zeichnungen zu seinem Inhalte beigetragen. Besonders imponierte mir die rassige Zeichnung eines oberschlesischen Industrierwerks, die eine kraftvolle Hand verriet. Diese Zeichnung zwang zum Vergleiche mit der nunmehr im Bankettsaale ausgestellten „Schmiede“; zwischen beiden Werken liegt eine gewaltige persönliche und künstlerische Entwicklung, und ein Abschnitt deutscher Kunstgeschichte.

In seiner Eröffnungsrede bat Josef Schneider-Franken, den Künstler nicht zu den Expressionisten zu rechnen, da er eine ganz auf sich gestellte Persönlichkeit sei, der es nicht ein-falle, eines Programmes wegen zu malen. Dem kann ich nicht ganz beipflichten. Der Expressionismus ist kein Programm, kein Dogma, keine Regel; er ist eine gewaltige geistige Welle, eine künstlerische Evolution, in der gerade die einzelne Individualität sich hemmungslos ausleben kann. Mitten in dieser Welle, dieser Evolution steht Neumann-Hegenberg, und da er ein durch und durch gesunder und ehrlicher Künstler ist, hat er in diesem Sturm auch seine spezifische Eigenart bewahrt. Er ist also doch, malgré tout, Expressionist, und wird, da er noch in der Vollkraft seiner besten Jahre schafft und an sich arbeitet, auch zu den Signalen der Zukunft gehören.

Es genügt, sich an einem einzigen Bilde die Werdung dieser großen Kunst klar zu machen. Dazu eignet sich am besten der „Märchensee“, (ein Motiv aus der Görlitzer Heide). Die erste Fassung dieses Vorwurfes ist eine Landschaft in zarten Konturen und Farben voller Weihe und Stimmung, die Lösung eines rein landschaftlichen und Lichtproblems. Die nächsten Skizzen schon verraten die Abwendung von der nur dinglichen Überrezeption, das Bild wird gestrafft, eingezwängt, die Idee wird durch gewisse wuchtige Betonungen

sichtbar, dann mählich ins Große gesteigert, und die Endstation dieser bewußt-unbewußten Entwicklung ist jenes Bild in einfachster Farbgebung, in dem das „Thema“ vollauf gelöst erscheint. In diesem Bilde empfinden wir schon den unentrinnbaren Rhythmus, der zu den kostbarsten Vorzügen der Kunst Neumann-Hegenbergs gehört.

Diesem Rhythmus begegnen wir auf allen neueren Bildern seit 1918. In dem prächtigen „Gewitter“, in das alles Seelische, was der Naturaufruhr in uns aufreißt, wie mit von diesem Aufruhr selbst regierten Hieben gebannt erscheint. (Auch hier ist der typische Werdegang von der ersten Skizze im Jahre 1918 an beachtlich!). In der „Nacht“, in der das Unfaßbar-Rätselhafte verhangener Stunden mit fast priesterlicher Intuition wiedergegeben ist. So auch die „Mutter“, von der alles heilige Erschauern einer gewaltigen Idee ausgeht.

Das Hauptwerk der Ausstellung ist die „Kreuzigung“. Verglichen mit allem, was wir bisher von Behandlungen desselben Stoffes gesehen haben, ist dieses Bild zweifellos ein lautes Ereignis. Hier hat nicht der Maler den Stoff behandelt, sondern die Tragik des Themas den Künstler erschüttert, geschüttelt und zur konsequentesten Abstraktion gezwungen. Das helle Kreuz mit dem blutenden Leichnam, der germanische Winterwald in seiner gedämpften Düsternis, der Hintergrund gigantischer tiefblauer Felsenmassen, die beiden Gestalten der Trauernden. – das alles in einen schweren andächtigen Rhythmus einbezogen, der das Bild zu einer überwältigenden Orgelmusik macht. Das ist nicht neue Religion, aber neue tiefe Religiosität, aus den ewigen Quellen deutscher Gotik überkommen.

An den früheren Bildern Neumanns ließe sich manches Unwesentliche aussetzen: in ihrer Art sind sie jedoch samt und sonders mehr oder weniger Glanzleistungen. Die Behandlung des Lichtproblems – (wie der Künstler die Dämmerung empfand und heute empfindet, ist wieder an Bildern beider Perioden gut zu verfolgen.), – der Farbeffekt, auch die Zeichnung ist ihm durchgängig auf das Beste gelungen: ver-

schiedene Bilder wie der „Tautzienplatz“, ein „Märkisches Dorf“, der „Ziebeteich“, die „Peterskirche“, der „Stettiner Hafen“, das Motiv „Am alten Friedhof“ u. v. m. besitzen reizvolle Einzelheiten, deren wir bei längerer Betrachtung erst gewahr werden.

Man könnte über die Ausstellung einen kunsthistorischen Leitfaden schreiben. Er müßte ausklingen in dem Satze: „Nach all diesem erscheint die expressionistische Kunst in ihren ehrlichen und ernsten Zweigen sich in eine Höhe zu entfalten, in der Tanz und Andacht, Gefühl und Idee, Kraft und Tiefe unter Verzicht auf alle Wandlungen und Wendungen des Augenscheinlichen sich konzentrieren werden. Eine neue Gotik, die aus Irdischem Ewiges vermittelt.“

*

Gleichzeitig mit Neumann-Hegenberg stellt Paul Polte, Dresden, Plastiken aus. Die Schule Wrbas kann er nicht verleugnen. Die innere und äußere Geschlossenheit seiner Figuren und Reliefs sind beste moderne Kultur; der Ekstase abhold, verwirklicht er die edelsten Forderungen der Form und ihrer Harmonie. Sein zu Tode getroffener Krieger ist ein Meisterstück seiner Art; hier ist Bewegung nicht hinein gepeitscht, sondern in formale Ruhe gebannt, und spricht dafür umso deutlicher. Eine Kaltseinstudie, eine ihre Haare flechtende Frau, ein Akt und verschiedene Reliefs und Plaketten, die Büste des Direktors Dr. B. mit scharfer Charakterzeichnung bestätigen dies Urteil. Vielleicht wird auch Polte noch in größerer Öffentlichkeit von sich reden machen.

Rezension der ersten Neumann-Hegenberg-Ausstellung im Göltzner Anzeiger, 1919

*



*Paul Polte, Grabmal Max Lustig (1875–1928)
auf dem Städtischen Friedhof in Görlitz, Muschelkalk*



*Paul Polte, Der liebe Gott wird aber auch das richtig lenken,
Grabmal auf dem Städtischen Friedhof in Görlitz, Muschelkalk*



Joseph Schneiderfranken, Gestade am griechischen Meer, Öl auf Leinwand



Joseph Schneiderfranken, Abend bei Florenz (1), Öl auf Leinwand

Das Mysterium von Golgatha von Bô Yin Râ

Buchrezension des Berliner Malers und Künstlers Jean Paar

Verlag Magische Blätter, Leizig-Gohlis

Unter obigem Titel veröffentlicht Bô Yin Râ im Verlag der „Magischen Blätter“, Leipzig-Go., Wilhelmstr. 64, ein Buch, ein seltsames Buch, wie alle seiner bisherigen Werke. Ein seltsames Buch in der Tat, voller Weisheit und – voller Dinge, die – zum Widerstand reizen. Bô Yin Râ fordert in zwifacher Hinsicht mit Bewußtsein und Absicht zu diesem Widerstand heraus, denn – er will die Menschen nicht, wie es so viele Auchokkultisten in Berlin und anderswo mit Jahrmarkts und Rummelplatzgetöse tun, an Treppenweisheit schlecken lassen, sondern er will sie zu eigenem Tun erwecken.

„Sicherer Halt ist Widerstand!“ ruft er im ersten Kapitel auf Seite 6 aus. Merkt euch das Wort, ihre vielen Allzuvielen, die ihr eure Anhänger zu willenslosen Ja- und Amensagern nach dem Rezept der katholischen Kirche erzieht! Merkt euch das Wort, ihr vielen, allzuvielen Zirkel-, Konventikel-, Logen-, Ordens- und Hochschulleiter, die ihr im Dunkeln und Trüben zu fischen, daher das Dunkel zu nutzen, aber nicht zu lichten bestreben seid, die ihr wohl Dunkelmänner, aber keine Okkultisten, spirituell übertünchte Materialisten, aber ebensowenig Theosophisten wie Buddhisten oder Christen seid!

Merkt euch, ihr Charlatane mit und ohne echte Doktor- und Professorentitel, ihr betrogenen Betrüger aller Grade und Schattierungen und mit und ohne hochmögende Gönner und Gönnerinnen, merkt euch das Folgende aus Bô Yin Râs merkwürdigem Buch und schreibt es euch auf! Oder besser: kauft euch das Buch, trotzdem es für Menschen eurer Art ein feurig' Menetekel darstellt!

Hört zu, was der Verfasser, der euch ebensogut kennt, wie ich euch kenne, euch Seite 72 und 73 ins Stammbuch schreibt:

„Neuerdings macht sich ein Typ von Leuten breit, der nur den Schein der Wissenschaftlichkeit raffiniert benutzt, um ein wüstes Mystagogentum zu propagieren, um Anhänger für die liebe eigne Person oder für irgend einen in seinem früheren, noch wirklich wissenschaftlichen Streben sich nicht genug gewürdigt fühlenden Gernegroß zu werben.

Nun wird da schleunigst aus allem, was man an mehr oder minder einwandfreier Quellenliteratur zusammengelesen hat, eine Geisteswissenschaft gebraut, und an diesem Zaubertrank erlaben sich dann alle, bei denen es rein wissenschaftlich, trotz Doktorat und Würden, doch nicht so recht auslangen wollte und die nun hier ein Gebiet vor sich sehen, auf dem man sich nach dem gefeierten Vorbild des „großen Lehrers“ recht frei von jeder wissenschaftlichen Kontrolle ergehen kann und, mir nichts dir nichts, in den Ruf eines großen „Eingeweihten“ gelangt, wenn man nur die „Übungen“ recht eifrig betreibt, die die „Geheimlehre“ vorschreibt und deren er (der „große Lehrer“) für jeden (und besonders für jede) eine reiche Auswahl auf Lager hält, – „Übungen“, die aus den Exerzitien des Ignatius von Loyola, aber auch aus den übelsten Traktaten okkultistischer Sudelköche des Orients und Okzidents mit gleicher Fingerfertigkeit und mit gleicher Verantwortungslosigkeit herausgegriffen wurden.

Was schadet es, wenn hie und da einer der Geheimschüler im Irrenhause landet, wenn die armen Mädchen mehr oder minder kanonischen Alters, die den „Geheimlehrer“ umschwärmen, hysterisch werden oder gar an Körper und Geist völlig zugrunde gehen!“ (Siehe den bekannten Fall in Berlin, da sich der Urheber noch obendrein damit brüstet, hohe Protektoren in – Richterkreisen zu haben und – damit und mit dem Hinweis, daß er einige Dutzend Beleidigungsprozesse anhängig gemacht habe, weitere Kreise einzuschüchtern und zur Gefolgschaft zu nötigen versuchte. P.)

„Die Geheimwissenschaft“ – so fährt Bô Yin Râ fort – „will ihre Opfer haben und der „Herr Geheimlehrer“ hat sich seine Getreuen“ (unter denen sich nach dem Berliner Fall

Landgerichtsräte befinden, die auch – ‚Strafrichter in Moabit‘ sind. P.) so erzogen, daß sie wie auf Kommando über den armen Verlorenen herfallen und ihm die alleinige Schuld an seinem Mißgeschick aufbürden, denn – beileibe darf es nicht gewagt werden, an der Unfehlbarkeit des „großen Lehrers“ zu zweifeln, sonst könnte ja die Gefahr drohen, daß man seine eigne schöne Position als Kardinal des neuen Papstes verlieren würde, ja, die ganze Zirkuspantomine, die da aufgeführt wird, könnte ein ungewollt frühzeitiges Ende finden.“ („Mein Vizepräsident der Landgerichtsrat Dr. K., der auch Strafrichter im Moabit ist.“ So läßt sich ein bekannter Berliner Okkultistenpapst und Zirkusdirektor in einem Schreiben an einen bekannten Schrittleiter aus. P.)

Doch genug von dieser Sorte von – Lichtverbreitern.

„Toren glauben sich groß, wenn sie andere übersteigen können. Der Weise macht sich klein, damit er sich selbst übersteige.“

So lautet das Motto zu „Das Mysterium von Golgatha“, darin sein Verfasser auf Seite 17 den Schleier lüftet, indem er sagt: „Der Gott im Tiere hatte in Jesus das Tier sich geeint in jenem neuen Sein, das er den „Menschensohn“ zu nennen pflegte, den „Sohn“, den der Geistmensch im Tier zeugt, wenn er das Tier, durch das er gefesselt war, überwunden hat, indem er ihm seine Kraft und Schönheit offenbarte.“

Nicht viele werden Bô Yin Râ, mit dem auch ich nicht in allem einverstanden bin, verstehen, wenn er weiter sagt: „Daß er, der da Marter und Tod erlitt, der Menschheit vergeben konnte, vergeben bis zum letzten Todesröcheln, das allein war seine wirksame Erlösungstat.“

Ich verstehe ihn und rechne ihm ob dieses Wortes manches zugute, ohne daß ich deshalb ver-ehre.

Aber das Buch ist wert, verbreitet zu werden, weil es ein Wegbereiter und Lichtspender ist, ein Weckrufer und Brotspender und ein Mehrer der Jüngerschar Jesu, dessen Worte: „Nehmet hin mein Fleisch und Blut!“ es in die allein richtige

Beleuchtung stellt, wie folgt: „Wenn aber der Meister von Nazareth aus tiefstem Ahnen heraus als der große Wirkende eines Werkes erscheint, das kein anderer jemals für die Menschheit wirkte, der prüfe und befrage in heiliger Weihestunde sich selbst, ob er dieses Werkes Frucht zu nutzen willens sei durch eignes Tun, durch eigne Tat – in dem er sich selbst der Kraft verbindet, die der Meister neu erweckte, er sich selbst aus dem Zwiespalt zwischen Gottheit und Menschheit reißt – dadurch, daß er das, was in Jesus „Fleisch und Blut“ geworden war, in Kraft und Wahrheit in sich aufnimmt, auf daß es auch in ihm die Einigung des Erdenmenschen mit dem Göttlichen bewirke.“

Aber – aber –! Zauberkünste galten noch allemal mehr wie die besten Lehren. Man will eben nicht belehrt werden, man ist ja selber schon klug genug, man will – von denen, die im Okkultismus Bescheid wissen, ganz egal, ob sie Mitglieder der weißen oder der schwarzen Loge sind, ein Passepartout zum beliebigen Ein- und Austritt erlangen, man will eben das – Zaubern erlernen.

„Gewiß!“ sagt Bô Yin Râ, „aber – der Zauberbrunn ist in dir! Kommt mit hinaus in die Natur, in die Stille des Waldes! Lasse dir von Musik und Bildkunst die Augen öffnen, aber – steige vor allem in dich selbst tief hinein, denn dort findest du den Schlüssel zu allen Museen und allen Schatzkammern der Welt.“ So oder ähnlich sagt er, und ich denke, er hat recht, auch damit, wenn er an anderer Stelle sagt: „Aber vergiß der Liebe nicht, denn Erlösung von allem Leid und Irrwahn kann immer nur die Liebe bringen.“

Aber – den Schlüssel zum eignen Ich findet man, wie auch der große Meister oder, wie Bô Yin Râ ihn nennt, der „große Liebende“, ihn fand, nur in der Einsamkeit, in der Wüste oder auf den Bergen oder – im stillen Kämmerlein. Aber – hier wie dort, wie überall hört nur d e r die Stimme der Stille oder Gottes Wort, der aus Gott ist.

Dem gilt dann auch, daß – wie sagt Bô Yin Râ? – daß, „wenn der selig wird, der da glaubt, so wird er es nicht deshalb, weil er irgend eine okkultistische Lehre für richtig hält, sondern

weil er gelernt hat, die Kraft zu gebrauchen, von der die Rede ist, weil er aus dem Glauben und der Kraft des Namens dessen lebt, der das Wort des Johannes ist, das da – Gott selbst ist.“

Wir sehen, Bô Yin Râ ist durchaus Bibelgläubiger, trotzdem es manchmal scheint, als wäre er es nicht. Aber es scheint eben nur so, weil er – über die Bibel, oder richtiger über die übliche Bibelauffassung und Bibelauslegung hinaus geht. Er geht darüber hinaus, aber er verwirft das Vorhergegangene nicht.

Dagegen ist Bô Yin Râ ein erbitterter Gegner gleich wie alles Pseudookkultismus betrügerischer Irrlehrer, so auch jedweder Art von experimenteller Betätigung, und wie mir scheint – zumal nach den letzten Erfahrungen verschiedener Art mit großem, wenn auch nicht mit unbedingtem Recht. Also stipuliere ich: Im allgemeinen kommt bei den okkulten Experimenten des Mediumismus, Hypnotismus, beim Hata Yoga usw. nichts Vernünftiges heraus, aber auch hier gilt das Wort: „Keine Regel ohne Ausnahme“, und was in der Hand des Durchschnittsmenschen ein zweischneidiges, Gefahr und Tod bringendes Messer ist, kann, wie die Erfahrung lehrt, in Verbindung mit einigen wenigen Auserwählten ein Segen sein, selbst dann, wenn die unsichtbaren Kräfte, die sich belehrend, offenbarend oder, wie im Malmediumismus, produzierend äußern, nicht das sind, was sie zu sein vorgeben.

Nicht nur aus Jesuitenmund hat das Wort: „Der Zweck heiligt die Mittel“ eine bedingte Berechtigung.

Auch die ersten fünf Zeilen auf Seite 126 des Buches sind anfechtbar, ohne daß deshalb der Wert des Ganzen vermindert würde, vielmehr gewinnt der echte Wahrheitssucher gerade aus solchen Stellen den verstärkten Eindruck, daß der Autor einer jener wenigen ernsthaft und ehrlich Ringenden ist, deren Größter das größte und folgenschwerste Dokument menschlicher Schwachheit mit dem Ausruf schuf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Magische Blätter, III. Jahrgang, 1922, S. 318-320, Verlag Magische Blätter, Leipzig



Bó Yin Rá, Das Erwachen der Seele, Öl auf Leinwand

Bô Yin Râs deutsche Mantra: „Funken“

von A. W. A.

Motto: Spring' auf, dunkles Tor!
Ich dahinter „Ich“, davor
(Nach Bô Yin Râ)

Die feinsinnige Darstellung von Fritz Neumann-Hegenberg in Heft 7 der „Mag. Blätter“ behandelt die geheimnisvollen Runen Bô Yin Râs als ein geschlossenes Ganzes. Gern lassen wir die dort gegebene künstlerische Fassung auf uns wirken als Hilfe zu vorbereitender Einfühlung, als von Zuversicht getragenes Warten vor dem „Tor“. – Wenn das hohe Lied der „Freude, die aus sich selber quillt“, uns im Tagesleben immer dauernder erfüllt, wenn wir den stetigen Willen zum Licht immer reiner in allem Schaffen spüren, dann naht auch die Zeit, wo sich in stillen Stunden etwas einstellt, unter dessen sanftem Hauche, gleichwie im morgendlichen Tautropfen, ein Leuchten anhebt; ein stilles, reines Leuchten bricht aus dem Innern und verklärt mit seinem Schimmer all unser Sein.

Die Seele lauscht einem uralten Lebensliede, das aus Abgrundtiefen, ach so fern, erklingt; einsam wird es um sie her, sie lauscht und sinnt, in immer wacheren Erleben spürt sie die ersten zarten Schauer der Berührung mit der einen erhabenen Wirklichkeit. –

Dieses Erfühlen des Wesenhaften gilt es nun im Tagesleben zu vertiefen und festzuhalten, uns gleichsam einzufühlen in das „Kleid der Herrlichkeit“, und dazu können und sollen die feierlichen Sprüche dienen, welche uns der Meister gab.

In der Auffassung Neumann-Hegenbergs möchte ich die Mantra vergleichen mit Orgelklang, der uns beim Betreten eines dem Göttlichen geweihten Hauses empfängt, uns umfaßt, geleitet, erwärmt, uns tragen will in reine

Sphären. „Dort, wo die Seele bei sich selber ist, wird erst das Reich, das ewig währt, gefunden.“ Tiefe Stille und ein friedevolles Herz braucht der Mensch zu dieser Meditation, denn nur als eine solche können wir das bei H e g e n b e r g Gesagte bezeichnen.

Die Originalbegleitworte der „Funken“ (Mag. Bl. 1920, Heft 5) sprechen aber unzweideutig von der Einstellung auf ein Glied dieser Kette und zwar auf das, welches zu unserer Seele am stärksten spricht. Die stete Wiederholung dieses einen Mantram soll ein Neues in uns schaffen, eine Kraft wecken, die im rhythmischen Strom uns immer gleichmäßiger durchpulst und schließlich zu einer automatischen, bewußten oder unbewußten Tätigkeit schlafender Organe sich gestaltet.

Wir werden vom Meister belehrt, daß es möglich sei, Mantra zu schaffen und zu gebrauchen in einer Sprache, die dem heutigen Erdenbewohner unverständlich wäre, die aber trotzdem imstande seien, die gleiche okkulte Wirkung herbeizuführen. Es wird also Ähnliches aus dieser Lautkunst hervorgehen, als was wir beim Hören von Tonschöpfungen empfinden können. Der hohe Rhythmus wird als immer reinere Melodie im Innern vernommen werden und klingend das Organ wecken. Aus Wort wird Klang, aus Ein-klang wieder Sprache, nun aber gewandelt in eine „Sprache“, die Ewiges kündigt, uns mit Ewigem verbündet. Sie allein erzeugt in uns einen Strom, der unser ganzes Sein in höhere Harmonie versetzt, der Ähnliches bewirkt als das flutende Gefühl, welches, von einem erhabenen Worte ausgehend, unser Herz ergreift und neue Energie zu wecken vermag. Diese hohe Lebenswelle reißt Schlacken mit sich, bringt neue, strahlende Seinsgewißheit, fördert das „Lebendigwerden an allen Gliedern“, und zwar ebenso sicher, wie die Gegenkräfte der Furcht und des Schreckens lähmend und erstarrend wirken.

Wortmagie – Lautmagie! – – Welche tief greifende Lockerung der harten Kruste des Erdgebundenen können diese Kräfte bewirken, welche zauberhafte Erhellung dunkler Schächte des Innern kann uns werden, wenn – wir die Kraft

zu finden vermögen, die dem Glauben an uns selbst entspringt, die „große Kraft“, von der die Weisen aller Zeiten in bilderreicher Sprache zu uns reden:

„Heilige Quelle der tiefsten Wahrheit,
Erschließe dich mir in Nacht und Graus!
Inneres Leuchten ewiger Klarheit,
Baue der Seele strahlendes Haus!
Mein Kleinod, strebe vom Grunde los,
Aus der Tiefe, in die du gesunken,
Und wieder gibt, o Erdenchoß,
Einen sieghaften, leuchtenden ‚Funken‘!“

*Magische Blätter, III. Jahrgang, S. 269 f.,
Verlag Magische Blätter, 1922*



Joseph Schneiderfranken, Griechische Fischerbarken, Öl auf Leinwand

Das Geheimnis

von Charlotte Fraenkel-Eisner

Im „Verlag der Weißen Bücher, München“ ist ein neues Buch von Bô Yin Râ erschienen: „Das Geheimnis.“ Die alte Weisheit redet hier zu uns in neuer Form, und diese will zunächst sich tieferem Verstehen kenntlich machen. Denn sie ist es, die uns den Schlüssel zu eigenem Weiterschreiten in die Hand gibt.

Der sakrale Stil des Meister erfährt in dem neuen Buch eine Abwandlung ins Epische, ohne je seinen geistigen Mittelpunkt zu verlassen und verrät eine Tiefe, den Leser beglückende Verwandtschaft mit Goethes Prosa. Die Harmonien, die sich im Lesenden auslösen rühren von dem Rhythmus des Buches her, der zwischen Abstraktem und Sinnfälligem sich in einem schönen Gleichmaß bewegt. Es wird alles und jedes gleichsam unter der formenden Hand des Schöpfers zu Symbolen. – Bô Yin Râ erzählt die gemeinsame Reise dreier Wanderer, die dadurch zu Freunden werden. In diesen Freunden sind Typen gestaltet – die idealen Freunde der „Lehre“ – wenn ich mich so ausdrücken darf. Sie vertreten drei Generationen. Ein älterer Mann und ein „Weißbärtiger“ sind Menschen, in denen sich Ehrfurcht vor dem Unbekannten mit der gesunden Skepsis welterfahrener Erdenbürger vermischen. Es sind keine Schwärmer! Der Jüngere, der „Schüler“ steht auf der Schwelle einer neuen Generation und lehrt gleichsam rückwärtsgewendet die älteren Generationen, sodaß sie, schon aussterbend, noch einen dankbaren Blick ins gelobte Land tun. Ich sehe die Geschehnisse dieser Entwicklung fest in einem großen Gemälde geistig vor mir. „Das Geheimnis“ aber ist Bewegung, ist Leben, Wanderung. Es ist der „Weg“ in neuer, bildhafter Form. Auf dieser Reise in „italische“ Gefilde, die wir miterleben, lernen wir selbst einen neuen Zug an Bô Yin Râ kennen: Schärfste Beobachtung der äußeren Erdendinge bis ins Kleinste. Und wir erinnern uns eines früheren

Ausspruches in einem der älteren Bücher, daß es gerade das „erweiterte Bewußtsein“ des Geistes sei, das den Blick auch für das Erdenleben schärfe. Die detaillierten Schilderungen in diesem neuen Buch müssen aber richtig verstanden werden. Nichts entgeht dem Meister der Gestaltung, was er sehen will, und er will nur sehen, was ihm dient, den Kern des Buches in Symbolen auszudrücken. Solcher Art enthüllt er uns also das Geheimnis des Schaffens und des Lebens. Denn Geist ist „weder in Materie v e r s u n k e n noch ü b e r allem Materiellen, in erträumter wesenloser Vorstellung.“ Geist ist das Gestaltende! Seien es Bäume oder Landschaften, überall haben wir in dem Buche eine Umwelt vor uns und die Atmosphäre, die sie erfüllt; das scheinbar Zufällige aber formt hierbei mit. Genußfreude und Lebensliebe sind die Folgen solchen Schaffens, erfüllen das Buch und teilen sich dem Leser mit.

In der Klarheit dieser erzählenden und malenden Kunst tritt die „Lehre“ scharf und deutlich hervor. Hat Bô Yin Râ im Nachwort des Buches vom Jenseits betont, daß es keine präzisen Vorschriften, „Rezepte“ gäbe für das, was zu „tun“ sei, so spendet die Schrift, die sich „das Geheimnis“ nennt, doch äußerste Deutlichkeit des zu Tuenden, besonders in den sieben „Wegzielen.“ Das Geheimnis des Schöpferischen vom Alltag aufwärts bis zu hohem Tun wird hier gleichsam greifbar! Wie kann der Leser anders als diese Welt, die sich vor ihm auftut, lieben, da er den Einsatz einer vollen Kraft am Werke spürt?! Es ist, als sollte die „Lehre“ von Bô Yin Râ Schrift zu Schrift nur immer plastischer hervortreten und das Mysterium immer kühner reden. Es hat den Anschein, als läge es im Plane Bâ Yin Râs allmählich immer weniger Rücksicht auf Vorurteil und Tradition zu nehmen, um der „Lehre“ im Menschen zum Durchbruch zu verhelfen. Überschaue ich für Augenblicke die Reihe der Meisterschriften, so kann ich in ihnen etwas Architektonisches erblicken; einen kühnen Tempelbau. Und in ihm klingt eine Musik, die mehr und mehr anschwillt, also, daß die Wahrheit immer lauter wird. Solcher Art klingt die Berufung des Meisters als Echo in unseren Herzen

wieder. Denn Bô Yin Râ ist der Meister u n s e r e r T a g e .

Weg und Ziel werden in dem neu erschienenen Buche greifbar klar. Während das Geheimnis in den Gesprächen der drei Freunde aufleuchtet und in krystallinen Worten spruchreif wird, überwältigt es uns gleichsam wider unser Wissen in den Landschaften, die Bô Yin Râ in der Schilderung vor uns hinzaubert. Anders als Zauber mag man es nicht benennen. Denn man glaube ja nicht, daß diese italischen Fluren etwas anderes seien als Abbilder weit schönerer Landschaften, die nur unser Innerstes in seiner Ur-Heimat schaut. Im Reich der Seele nur können diese Fluren liegen, deren Farben kaum noch der Materie verpflichtet scheinen, sondern aus sich heraus Landschaften gebären. Fast ist man versucht, sich nicht im Süden, sondern eher im Osten zu wähen, nahe dem „Innersten Osten.“

Der Meister lehrte uns: „Gott ist nur allein der Schöpfer seiner selbst in allem, was da ist.“ Und: Gott ist allein der „Vater“ seiner selbst im Menschen und nicht der Menschen und der Dinge „Vater.“ – Dies Geheimnis des Schöpferischen ist es, das sich letzten Endes auch in der Form der jüngsten Schrift offenbart. Gerade ihre Form verrät es. Nicht Bild und Erzählung sind die Mittel und „Das Geheimnis“ der Zweck, sondern das Mysterium selbst stellt sich dar in Symbolen. Letztes Ziel der von „Fälschungen gereinigten“ Lehre ist Schöpferkraft und Schaffenslust im Menschen! Weil sie mit tausend Mitteln bild- und schöpferträchtig formt, macht die neue Schrift das Geheimnis des Schaffens so deutlich. Zuweilen ist es dem liebend Lesenden, als dürfe er für Augenblicke in die innere Werkstatt des Meisters schauen und das Ur-Werk am Quell belauschen. Da werden dann Einzelzüge lebendig und Feinstes wird laut. Väterlicher Humor und eine Ironie, die mit Messers Spitze vernichtet.

Magische Blätter, IV. Jahrgang, S. 329-331, 1923, Verlag Magische Blätter, Leipzig

Zweites Intermezzo

von Felix Weingartner

Auch hier soll die Bezeichnung Intermezzo keine Bewertung bedeuten. Im Schaffen Bô Yin Râs nimmt das Buch „Welten“* nicht nur eine hohe, sondern eine einzigartige Stellung ein.

Zwar hängt auch dieses Buch auf das innigste mit der Lehre zusammen und will einerseits zu ihr hinführen, andererseits aus ihr verstanden werden; aber die Art, wie Bô Yin Râ hier zu uns spricht, unterscheidet es wesentlich von den anderen Büchern.

Gebraucht er sonst das Wort, um uns zu belehren, was, wenn wir auch alles, was er lehrt, gefühls- und nicht verstandesmäßig erfassen, doch einer Übersetzung durch das Element der Begriffe bedarf, um zu uns zu dringen, so gibt er uns hier, in den „Welten“, – in innigster Verbindung mit dem Wort – auch im höchsten Sinne Anschauungs - Unterricht.

Aber nicht in der physischen Sinneswelt soll uns dieser Anschauungs-Unterricht heimisch machen, sondern in die Welt des Geistes will er uns führen, unsere geistigen Sinne hilft er erwecken, damit wir lernen, in Wirklichkeit erschauen zu können, wovon wir hier nur Abbilder gewahren. Die Schule, in die wir gehen, ist der Kosmos – nicht das „Welten-System“ mit seinen unendlichfältigen Ursachen und Wirkungen, Bindungen und Trennungen und mit seiner errechenbaren Mechanik, sondern jener Kosmos, der unser innerstes Wesen, unseres Daseins wahrste Quelle ist, weil wir selbst dieser Kosmos sind, in seinen zahllosen Abstufungen, die uns ein Erkennen dieses Kosmos, das wieder nur ein Erkennen unserer selbst ist, nur in den verschiedensten Stärke- und Feinheitsgraden ermöglicht. –

„Kosmische Gesichte“ nennt Bô Yin Râ eine Reihe von zwanzig Bildern, die – von seiner Hand gemalt und

in wundervoller Weise reproduziert, den Hauptteil des Buches „Welten“ ausmachen.

So wie ich an anderen Stellen meiner Schrift davor gewarnt habe, Bô Yin Râs Bücher etwa so zu lesen wie einen Roman, so warne ich jetzt davor, diese Bilder so zu betrachten, als stünden wir in einer Gemäldegalerie.

Wer diese Blätter im gewöhnlichen Sinne genießen und werten möchten wie er vielleicht ein Portrait oder eine Landschaft wertet, der wird zunächst, mit wenigen Ausnahmen, kaum etwas anderes gewahren als verschieden geformte Farbenkompositionen, und er wird vergeblich nach bekannten Gegenständen suchen.

Man hüte sich aber, hier eine Verwandtschaft mit irgendeiner modernen Schule oder „Richtung“ anzunehmen.

Bô Yin Râ sagt im Vorwort, daß man bei flüchtiger Betrachtung vielleicht vermuten könne, „neuer Ausdruckswille“, wie er jetzt in allen Künsten sich erprobt, sei auch in diesen Bildern Form geworden.

Doch dem ist nicht so.

„Was es hier darzustellen galt, war an sich schon anders geformt, so daß die Formen, die sich in den Bildern finden, notwendig aus der Anregung zur Darstellung erwachsen mußten.“

Es sind keine Gebilde „malerischer“ Phantasie, die uns Bô Yin Râ schenkt, ebenso wie seine Bücher, trotz der Schönheit der Sprache, keine Dichtungen sind und, trotz des großartigen Aufbaus des darin mitgeteilten, kein philosophisches System vertreten.

Aus der „Innenwelt des wesenhaften Geistes“ stammen diese Gesichte, diese Gebilde und Formen, erschaut bewußt von einem, der in dieser Innenwelt ebenso „völlig wachbewußt“ ist wie in der Welt der körperlichen Sinne. Un erreichbar und unerschaubar wären sie denjenigen, die in jener Innenwelt noch nicht „wachbewusst“ heimisch sind, wenn sie sich nicht in die Welt der körperlichen Sinne übersetzen ließen. Dazu bedurfte es der Beherrschung „handwerk-

licher“ Mittel, in diesem Falle jener der Malerei, sowie es zum physisch-sinnlichen Ausdruck einer aus der Welt des Geistes stammenden Wahrheit der handwerklichen Mittel der Sprache bedarf. In doppelter Weise ist Bô Yin Râ diese Beherrschung gegeben. Der Meister des Wortes, der ewigen Wahrheiten den für uns erfaßbaren Ausdruck in seinen Büchern zu geben vermochte, steht hier als bildender Künstler vor uns, und wieder sind es ewige Wahrheiten, die er uns in den unter dem Titel „Welten“ zusammengefaßten Bildern gibt.

„Da alle Elemente der in diesem Buche dargebotenen Gesichte im tiefsten Urgrund eines jeden Menschen so verankert sind, daß dort Entsprechungen dafür sich finden, so lassen sich durch diese Bilder auch die Kräfte wecken, durch die der Seele Sinne sich zu jenem einen Ursinn ineinanderkonzentrieren, der Vorbedingung jedes wirklich echten Schauens geistiger Gegebenheiten ist. –

Der Erweckung dieses seelischen Ursinnes sollen Wort und Bild hier dienen . . .“

Der bereits auf höherer geistiger Stufe Angelangte wird im Beschauen dieser Bilder ihm innigst Verwandtes erblicken, weil er das, was er hier erschaut, bereits selbst erschaut hat, ohne ihm – abgesehen von Ausnahmen auf anderen Kunstgebieten – den künstlerischen Ausdruck geben zu können, den ihm Bô Yin Râ hier verlieh. Das mitfühlende „Erklingen der Seele“ wird ein sicheres Zeichen sein, daß erfaßt wurde, was unser Lehrer auf dem ihm besonders eigenen Kunstgebiete uns gibt. Es ist dann ungefähr, als ob eine Stimmgabel zu klingen beginnt, weil eine ihr gleichgestimmte angeschlagen wurde.

Der den geistigen Welten noch Fernstehende wird den Willen zur richtigen „Einstellung“ mitbringen und vor allem auf jede „verstandesmäßige Deutung der dargestellten Gesichte“ verzichten müssen. Er beachte nur die innere Gesetzmäßigkeit und den bestimmten Rhythmus dieser farbigen Gebilde, und er wird bald erkennen, daß hier keine Willkür waltet.

„Tiefinnerliches Versenken und Einfühlen nur wird hier die Übertragung der Hieroglyphen der Gesichte in empfindbare Seelenbewegung bewirken.“ –

Seelenbewegung! – Und damit verbunden jene, der Seelenbewegung entspringende schöpferische Wärme des Blickes, die uns die merkwürdigen Formen, diese seltsam leuchtenden Farbenflecken als von einem Leben erfüllt zeigt, das tief in uns selber wurzelt. –

„Während die Dinge, die das Licht der Erdsonne trifft, zumeist in festgefügtten Grenzen bleiben, stellt sich dort in jener Geisteswelt die Form in stets lebendiger Verwandlung dar.“ –

In jedem künstlerisch wertvollen Bilde vibriert die Bewegung des Erlebnisses, von dem der Maler einen Augenblick festhielt und auf die Fläche warf. Von der Art und Stärke des Erlebnisses hängt auch Art und Stärke des Vibrierens ab. Ein Bild, das dieses Vibrieren, dieses lebensvolle Nachzittern nicht auslöst, ist kein Kunstwerk.

Weit erhöht wird sich dieses Vibrieren bei den hier von Bô Yin Râ geschaffenen Bildern einstellen, wo Dinge dargestellt werden, die nicht das „Licht der Erdsonne“ trifft. Hier muß in der Seele des Beschauers eine Art von Erneuerung vorgehen, die Entwicklung eines neuen Sinnes, der ihm nicht ausschließlich Gesichtsempfindungen vermittelt, ein geistiger Tastsinn, der dort Leben erfühlt, wo der mit diesem Sinn noch nicht Begabte sich bestenfalls über die Seltsamkeit des Dargestellten und der Darstellungsart verwundert und den Bildern gutwillig nahezukommen sucht, wenn er sich bestrebt, sie in seine festgefügtten und überzeugungstreuen „ästhetischen Prinzipien“ oder in eine der zahlreichen, heute bestehenden und morgen vergehenden „Schulen“ einzureihen, auf diesem Wege aber nur irreführende und negative Resultate erzielt. –

Wer diese Bilder seelisch empfangen und seinem Wesen assimiliert hat, dem wird sich jenes Vibrieren zu einer wogenden und gestaltenden Bewegung steigern. Es ist

ja nur auf der irdischen Seite, daß die Kunst des Malers einen Augenblick festhalten muß. Die hier von Bô Yin Râ festgehaltenen Augenblicke erzeugen aber in jedem Augenblick neue Augenblicke, die sich zu einem Gesamtbilde formen, dessen in unsere physische Sinnenwelt übersetzter Ausdruck jedes Bild ist, das Bô Yin Râ uns hier schenkt. —

Auch in diesem Buche verzichtet unser Lehrer nicht auf das Wort, aber dem Worte tritt das anschauliche Bild zur Seite — „und beides soll vereint der Seele Höhenreiche dir erschließen helfen“. —

Während er sonst durch eindringliches Lehren uns auf den Weg führen will, der aus des Körpers erdentierhaftem Gefängnis uns in das freie Reich des Geistes leitet, und während er sonst diese Lehren öfters mit der Erzählung einer tief sinnigen Parabel, eines Gleichnisses unterbricht, so stimmt er hier einen hochbeschwingten Gesang an, dessen Feuerhauch uns in lichte Fernen hebt und weit über jene Stelle hinausführt, die wir durch mühsames Steigen noch erreichen können. —

Jetzt verstehen wir, wenn er an anderer Stelle sagt, daß die höchsten Stufen nicht erstiegen, sondern erflogen werden müssen. Jetzt verstehen wir auch, daß er uns lehrt:

„Es gibt keine Kraft in den unendlichen kosmischen Räumen, die nicht zugleich als Ton und Zeichen ihre Art dir offenbaren könnte. Hier aber, wo alle Sinne in einem Sinn verschmolzen sind, vernimmst du auch Ton und Zeichen in einer Wahrnehmung.“ —

Was Wort und Bild hier vereint in uns auslösen, ist eine klingende Empfindung, ist Musik, nicht geformt noch und nicht festgehalten in Notenschrift, aber eine Musik, die wir nicht mehr trennen können von der Einheit dieser Worte und Bilder, sobald wir uns dieser Einheit einmal im Grunde unserer Seele bewußt geworden sind.

„Da auch du selbst durch die gleichen Kräfte, die du hier wahrnimmst, gestaltet bist, so muß sich in dir für alles, was sich dir zeigt, eine innere Antwort finden.“ —

Wir müssen in Ruhe und Sammlung verharren, bis aus uns selbst die Antwort kommt, dürfen dann aber nicht zögern, sie anzunehmen. Es würde uns um unser Bestes bringen, wollten wir auf die Antworten anderer warten, um die unsrigen mit jener zu „vergleichen“.

Diese Mahnung gibt uns Bô Yin Râ, ehe er die „kosmischen Gesichte“ vor unseren Augen eröffnet.

„Je mehr du lernen wirst, die Gesichte, die ich dir hier zeige, an der Hand meiner Führung innerlich zu erfüllen, desto mehr wirst du auch meiner Worte letzten Sinn erfassen, so wie dich umgekehrt die Worte leiten wollen, die Gesichte nacherlebend deiner Seele anzueignen. –

Möge dir beides zum Segen werden!“ –

Keine „Deutung“ gibt uns Bô Yin Râ; ja, er verwahrt sich sogar sehr eindringlich gegen den Verdacht, daß er eine solche gäbe.

Daß er überhaupt über die Bilder spricht, erklärt sich aus der Unvollkommenheit unserer Natur auf dem physischen Plan, wo die Welt der Empfindung in „fünf Sinne“ abgeteilt ist, deren Wirksamkeit getrennt und nur durch begriffliche Vorstellungen, deren Ausdruck die Sprache ist, in eine äußerliche Verbindung gebracht werden kann. Titel der Bilder und Worte sind für diejenigen notwendig, deren geistige Sinne noch nicht erschlossen sind. Titel und Worte aber sollen an unser Innerstes pochen, um vorerst den Willen zu erwecken, uns ohne jedes Vor-Urteil woher ein solches auch stamme, auf eine Art von kindlichem Beschauen dieser Bilder vorzubereiten, damit wir in ihnen ein längst in unserer Seele Vorhandenes erblicken und erfüllen, das durch die Gewöhnung, die uns umgebende Außenwelt für das einzig Wirkliche zu halten, verschüttet worden ist. – Dämmert uns denn nicht öfter in späteren Lebenstagen eine Ahnung all des Tiefen und Wahren auf, das in unseren Kindheitstagen unsere Wirklichkeit war? – Und ergreift uns nicht ein dumpfer Schmerz, wenn uns zu oft nur flüchtigem Bewußtsein kommt, was alles von jener tiefen und

wahren Wirklichkeit durch unser „verstandesmäßiges“ Leben vernichtet worden ist? –

Wohlan! – Versuchen wir, Bô Yin Râs Bilder mit kindlichen Augen zu betrachten, sowie wir in jungen Tagen unseres Lebens alle Formen, die uns neu begegnen mochten, mit unverbrauchten Sinnen geheimnisvoll zu beleben wußten.

Vermögen wir dies, so werden diese Bilder nicht nur unsere geistigen Sinne zu öffnen helfen, sondern das Buch „Welten“ wird in Wort und Bild tatsächlich erfüllen, was Bô Yin Râ in den ersten Zeilen verheißt: es wird uns „der Seele Höhenreiche“ erschließen. –

Während Bô Yin Râ in seinen andern Büchern sich oft sichtlich bemüht, uns klar zu machen, was er uns zu verkünden hat, indem er uns von irrigen Auffassungen abhält und vieles von verschiedenen Seiten beleuchtet, auf daß wir es richtig zu sehen imstande seien, so naht er sich uns in den Worten dieses Buches als leuchtender Genius, der in das Strahlenreich des Geistes auffliegt, uns leicht, aber fest an der Hand führend, damit wir unter seiner Führung dieses Reich erleben. –

Die „Welten“ sind, auch unabhängig von den Bildern, das Schöne, was Bô Yin Râ geschaffen hat. Diese Schönheit ist es, die, durch die einzigartige Verbindung von Wort und Bild noch gesteigert, dem Buche eine Sonderstellung im Gesamtwerke unseres Lehrers zuweist.

Wenn ich versuche, ohne Bô Yin Râ zu zitieren, über die Bilder selbst einige Worte zu sagen, so geschieht es nicht etwa im vermessenen Wahn, nun meinerseits eine Deutung geben zu wollen.

Ich will lediglich mein persönliches Empfinden, so gut dies möglich ist, in Worte fassen und dadurch andere anregen, von sich aus in ihrem eigenen Ich, ein ebenfalls rein persönliches Empfinden zu erwecken. Denn nur von sich aus, im innersten Wesensgrunde kann jeder einzelne zu diesen Bildern, wie über-

haupt zur Lehre des Bô Yin Râ Stellung finden und sein Leben danach gestalten.

Mein ganzes Buch bezweckt nichts anderes, als jedem einzelnen, dem es in die Hände kommt, diese „Einstellung“ zu erleichtern. Keineswegs will es als propagandistischer Massen-Kommentar aufgefaßt werden. –

„Emanation“: – Etwas ist da! – Wir wissen nicht was. – Wir können es „Chaos“ oder auch anders benennen. – Flächen, Ecken, Wellen, glühende Bänder, niederzausende Zackenblitze, ein rätselhaftes Farbenspiel, ein bald dumpfes, bald schrilles Brausen. – Fern, im rosigen Nebel, gewahren wir von Zeit zu Zeit eine ungeheure Sonne. –

Wir ahnen, daß alles von dorthier kommt. –

„In principio erat verbum.“ – Das wilde Gewoge, in das wir vorhin verflochten waren, erschauen wir jetzt über uns, – Die Sonne sehen wir nicht mehr. – Aber zackige Strahlenbündel brechen hervor. und senden Feuergarben in die Tiefe. – Nur von dort, von jener Sonne her, können sie kommen. – Durch das Brausen klingt ein gewaltiger Ton. – Das „Wort“, das ewig gestaltende „Ur-Wort“ hat gesprochen. – Der rosige Nebel, der die Sonne umgab, hat sich gesenkt und zu einem wellenförmigen Bergzug verdichtet. – Eine dunkle Kugel rollt in rasendem Laufe darüber hin. – Wohin? – Wir fühlen nur, daß sie zerstioben, daß sie sich auflösen wird in der Nacht ihrer eigenen Dunkelheit. – Unten aber regt es sich. – Aufwärts strebt es wie lebende Basaltblöcke, aufgerufen durch das Ur-Wort. – Gestaltung hat bereits begonnen. –

„Lux in tenebris.“ – Die Strahlenbündel haben sich in einem Punkt vereinigt, der selbst wieder ein blendendes, ewig kreisendes Strahlenbündel ist, alles mit einem Glanz überflutend. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward – Licht. – Wir hören den ersten Akkord, der dem Ur-Ton entsprungen ist. (Dem Musiker wird unwillkür-

lich das gewaltige C-dur in der Einleitung zu Haydns „Schöpfung“ erklingen.) – Die aufstrebenden Basaltblöcke wachsen bereits als schlanke Säulen dem Lichte entgegen. – Auch unten erwachen regsame Formen. – Im tiefsten, noch ungeformten Grunde aber bilden sich riesige Augen, die sich, in stumpfem Erwachen, blöd verwundert dem Lichte zuwenden. Dort summt der tiefste Ton des gewaltigen Akkordes.

„Te deum laudamus.“ – Chöre erklingen. – Alles zeigt und beugt sich vor einem strahlenden Edelstein, den wir auf purpurnem Grunde am Himmel erblicken. – Seltsame Symbole, verkehrten F gleichend, ragen in dogmatischer Starre empor. – Einiges, was hier lebt, kann das Licht noch nicht ertragen. Scheu verhüllt es sich und wendet sich ab. – Schon ist es ein gestalteter Gott, der hier verehrt wird, aber ein aus dem Lichte der Ursonne gestalteter, noch kein „persönlicher“ Gott.

„Raum und Zeit.“ – Wir fühlen einen fast geschlossenen Raum, von quadratischen Formen begrenzt. Eine schrillweiße Sonne mit roter Aura leuchtet aus der Tiefe des Raumes. – Aber nichts steht noch fest: alles bewegt und verschiebt sich. Nichts ist noch bleibend, alles ewiger Wechsel. – Leuchtende Kugeln fliegen kometenartig nach einer Richtung dahin. Übermütig scheint eine von ihnen nach der Höhe abschweifen zu wollen, noch chaotischer Impulse nicht entwöhnt. Ein starrer Haken schießt aus der Tiefe auf, seine Gegenkraft, der ewige Widerstand des starren Beharrungsstrebens aller Materie, und dennoch machtlos gegenüber dem einrichtigen Laufe der Zeit. – Links oben ein fünfzackiger Stern: der fünfsinnige Mensch, das Menschentier, das einst eingezwängt sein wird – in Raum und Zeit. – Der Urakkord hat sich gespalten, und verschiedene Tongebilde erklingen neben- und durcheinander.

„Urzeugung“ – Unendlich fern ist bereits die Ursonne. – Auch dem blendenden Lichtkern, dem „lux in tene-

bris“, sind wir weit entrückt. Nur seine äußersten Strahlen fallen noch hernieder, aber auch sie sind noch gewaltig. – Unten, in mystischem Blau, wogt das Meer der Fruchtbarkeit. – Wie Pfeile schießen die Strahlen von oben hinein. – Grünlich leuchtet es auf – Kugelförmige Gebilde mit verschiedenfarbigen Kernen entwachsen dem Meere, steigen auf und schweben im Raum. – Wir hören bereits Anfänge von Themen. – Vom Lichte werden sie angezogen, diese Kugeln, doch unerbitterliche Gesetze, die Hüter dieser niedrigeren Regionen, scheuchen sie in das Gebiet zurück, dem sie entsprossen sind.

„Weltenkeime“ und „Werdende Welten“.
– Immer mehr und mehr der Kugeln, die farbigen Kerne von farbigen Hüllen zellenartig bis zur Oberfläche überlagert, entsteigen dem Grunde, jetzt nicht mehr ein tiefblaues Meer, sondern ein brodelnder Sumpf, schillernd in trügerischem Gleißeln. – die Materie. – Geformt und gefangen in unerbitterlichen Gesetzen, die sie von allen Seiten bewachen, wird das göttliche Licht, in den Kugeln, das sie aus der Materie hervorrief, schwächer und schwächer, und immer schwerer und dichter werden die farbigen Hüllen. – Ganz vollgesogen von den Elementen des Sumpfes scheinen sie endlich freigegeben zu werden und emporsteigen zu dürfen, während die chaotischen Elemente, die sie bisher eng umdrängten, vor ihnen zurückweichen. Aber der helle Kern ist dunkel geworden und die Oberfläche von einem Lichte erhellt, das wir bisher nicht kannten. – Nur in einzelnen Kugeln, die von unten hervorkommen, schimmert noch ein strahlender Mittelpunkt; aber auch dort werden die Hüllen bald so dicht sein, daß man ihn nicht mehr gewahrt. –

„Geburt des Kosmos.“ – Aus teils festgeformten, teils nebelhaften Gebilden blicken wir in einen azurblauen Himmel hinaus, der uns bereits irdisch gemahnt. – Kein leuchtender Kern mehr – alles Oberfläche. – Schön sind diese Farben, aber irreführend, wie die Farben,

die sich auf Sümpfen bilden und auf Seifenblasen, bevor sie zerplatzen. – Wir fühlen den Hauch der Vergänglichkeits. – Das Urlicht ist hier in Lichte zerspelt, das Ur-Wort in Worte, der Ur-Ton in Töne. – Bald wird sich Leben auf diesen Kugeln bilden, so ferne dem göttlichen Geiste wie sie selbst. –

„Labyrinth.“ – Der urgezeugte Geistesmensch, leuchtend noch in seinem Innersten, aber bereits nahegekommen dem physischen Plan, gewahrt seine eigenen Kräfte, über die er zum Herrn gesetzt wurde, nunmehr „in furchterregender Gestalt“ ihn umdrängen. – Und – er erliegt seiner Furcht. – Aus einer rosigen Höhle schimmert es verlockend hervor, und süß berauschende Musik erklingt. – Dort wähnt er sich sicher – dort flüchtet er hinein. – Die Höhle schließt sich – und er ist nun Diener jener Kräfte, deren Herr er einst war. –

„Drang zur Gestaltung.“ – Aus der Materie, die jetzt die Farbe der Erde angenommen hat, treibt es empor, in Formen, die mehr und mehr die Gestalt von irdischen Wesen annehmen. – In unabsehbarem Zug schreiten sie dahin. – Der Weg ist von spitzen Stein besät. – Dumpfe Klänge wie unterdrücktes Stöhnen! – Häupter recken sich sehnsüchtig empor wie nach einem in weiter Ferne geahnten Paradies. – Doch die Wolken scheinen zu rufen: Weiter! – Weiter! – Nur ein grünlicher, trüber Stern schimmert hernieder. –

„Astrallicht.“ – Verzweifelnd, weil sie das ersehnte Paradies nicht finden, suchen die Wanderer in jenem trüben Stern ihr Heil, dessen wirre Strahlen sie nun umflackern. – Was kühn aufstrebt, wird von diesem Flackern im Grunde unterwühlt, so daß es zusammenstürzen muß. – Wohl leuchtet es durch den Nebel, als ginge es dorthinaus ins Freie. – Doch auch dort nur Lüge und Blendung. – Ein teuflisches Auge aber glotzt rot und roh in das unselige Treiben hinein. –

„Sodom.“ – Eine finstere Burg, hochaufragend, als

wüchse sie in den schwefligen Himmel hinein, über den feurige Streifen zucken, die Frevel zu v e r n i c h t e n , aus denen sie erwachsen war. Grell durchleuchtete Fensterhöhlen lassen sie schon als Ruine erscheinen. – Ein bizarres Götzenbild, grünlich wie das Astrallicht, ragt neben der Burg empor. – Schemenhafte Gestalten, dem Pesthauch des in Sumpffarben schillernden Bodens entsprossen, beugen sich in serviler und erheuchelter Demut davor. – Ein lärmendes, hohltönendes Scherzo! –

„I n f e r n o.“ – Alles verschlossen! – Hoffnungslos. – Furchtbar sich aufrichtende Riesengestalten mit grünlichen Drachenaugen. – Wirre Sternenblitze. – Leuchten wie auf mächtigen Kerzen, doch nichts erhellend. Das Astrallicht scheint sich zu festen, alles begrabenden Felsen zu verdichten. – *Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!* –

„D e P r o f u n d i s.“ Ein Schimmer von Licht bricht in den Kerker – die äußersten Ausstrahlungen nur der göttlichen Klarheit – aber stark genug, die scheinbar undurchdringlichen Wände, wenn zunächst auch nur auf Augenblicke, zu durchbrechen. – Wie eine Vision gewahren wir einen von Morgenrot durchleuchteten Altar, und davor drei hehre L i c h t g e s t a l t e n , die sich in inbrünstiger Verehrung vor dem Unbeschreiblichen verneigen. – Auf Stufen von Saphir schreitet der gefangene Mensch hinaus. – Nicht rettungslos ist er verloren. – Durch das wüste Tongetöse dringt ein einfacher Gesang, eine tiefe, großlinige Melodie: – „De profundis.“ –

„O f f e n b a r u n g.“ – Noch lichter sind die Kerkerwände geworden. – Keine Ungeheuer sind mehr sichtbar. – Nur Rätselaugen schauen uns an, und Blutstropfen scheinen hernieder zu rieseln. – Wie ein großes Rätsel aber ragt es am Horizont auf: ein Strahlenbund mächtiger blauer Kristalle. – Blutig rote Gestalten liegen davor hingestreckt. – Empfange diese Offenbarung und d e u t e sie – mit deinem Blut – m i t d i r s e l b s t ! –

„E r l e u c h t u n g.“ – Ein Traum. – Wir sind dem Kerker gänzlich entflohen und schweben auf freier Höhe. Wieder vom Morgenrot durchleuchtet schimmern ferne Felsengipfel. – Dahinter erhebt sich, strahlend und riesenhaft, eine S o n n e. – Aufjubelt es in uns. – Wir haben den Weg z u r ü c k g e f u n d e n! – Dort liegt sie, unsere e c h t e Heimat. – Dort strahlt das U r - L i c h t, sehnsuchtsvoll gesucht von der verirrtten Menschheit. – Was wollen die ungeheuren Finger, die von der Seite her nach uns zu greifen scheinen? – Was sollen die schwarzen Haken, die sich zwischen uns und unsere Sonne herniedersenken? – Wir achten es nicht. – Dort leuchtet die Sonne, u n s e r e S o n n e. – Und die Irrsterne des Inferno versinken in dunkelster Nacht. –

„E r f ü l l u n g.“ – Noch haben wir uns nicht vollends durchgekämpft. – Als wir aus dem seligen Traum erwachen, finden wir uns wieder in unserem Kerker. Aber ein mächtiges Tor hat sich aufgetan, nicht für Augenblicke, sondern für immer. – In den Strahlen, die hinter den blauen, allmählich ins Rosige hinüberschimmernden Kristallen aufflammen, erkennen wir in höchstem Entzücken die S o n n e, unsere Sonne, die sich uns im Traum geoffenbart hatte. – Schon haben wir die „Offenbarung“ zum Teil gedeutet, indem w i r s e l b s t zur Offenbarung wurden. – Auf einem der Flügel des mächtigen Tores erblicken wir ein Symbol – die D o r n e n k r o n e. – Rot sind die Stufen, die uns zum Ausgang führen. – W i r s c h r e i t e n h i n a u s. –

„S i e g“ und „H i m a v a t.“ – Jubelchöre umklingen uns. – Auf heiliger Höhe stehen wir, über uns und in uns der Himmel – „ein ewiger Feuerbrand“ . – Noch ist das letzte nicht errungen, noch trennt uns ein lichter Nebel von etwas unnennbar Hohem. – Noch liegen zackige, gefährliche Berge vor uns, die wir übersteigen müssen. – W i r ü b e r s t e i g e n s i e. – U n s s e l b s t haben wir überstiegen, denn jede Stufe, die uns nach oben führt, sind w i r s e l b s t. – Nun

f o r m t es sich aus dem ewigen Licht – gewaltig, und doch
innig vertraut – schweigsam, und doch wundersam beredt. –
Ein übermächtig und doch schlank aufstrebender Berg – H i -
m a v a t – u n s e r e r U r h e i m a t ! – Vereint mit allen, die
denselben Weg gegangen sind, und doch ewig nur wir selbst,
streben wir, von aller Schwere befreit, dem Gipfel zu. –

Felix Weingartner, Bó Yin Rá, S. 91-102, Rhein-Verlag, Leipzig, 1923



*Bó Yin Rá, Lebenskeime (1), Öl auf Leinwand,
Quelle: www.bo-yin-ra.ch*

Bô Yin Râs neuestes Buch: Das hohe Ziel

von Felix Weingartner

Mit diesem Titel könnte man das ganze Lebenswerk Bô Yin Râs überschreiben, denn jedes Wort, das er uns schenkt, gilt dem hohen Ziele, das jeder einzelne und dadurch im allmählichen Entwicklungsprozeß die Menschheit erreichen kann.

In seinen ersten sieben Büchern, vom „Buch vom lebendigen Gott“ bis zum „Buch der Liebe“ hat er uns das Fundament der urewigen Lehre gegeben, die er heute neu zu verkünden berufen ist in einer Form, die der heutigen Zeit angepaßt ist. In seinen späteren Schriften baut er auf diesem Fundament weiter, geht ins Einzelne, zeigt uns verschiedene Wege, die aber alle hinaufführen zur Kreuzesblume, die dereinst den geistigen Tempel der Menschheit krönen wird.

In seinem vorletzten gewaltigen Buche „Der Weg zu Gott“ führt er uns zur letzten Erkenntnis, daß der Weg zu Gott nichts anderes ist noch sein kann als der Weg zur eigenen Vollendung. „Das hohe Ziel“, das er beinahe umgehend folgen ließ, gipfelt darin, in Jesus von Nazareth nicht den „Gott“ zu sehen, der sich einem alttestamentarisch unversöhnlichen Vater zum Opfer bringen muß, sondern ihn, den großen Liebenden, den reinsten Menschen, der je gelebt hat, in uns selbst zu erfüllen, wirkend in seiner geistigen Form.

Gleich dem „Weg zu Gott“ stellt auch dieses neueste Buch ein großes Crescendo dar, ergreift uns, die wir vom Alltag mehr oder weniger belastet sind, und trägt uns auf Adlerschwingen in den Äther hinauf, wo die Strahlen des Lichtes keine dichte Materie mehr zu durchschreiten haben, um zu uns zu gelangen. –

Der Ruf des Geistes ergeht an uns alle. Aber wir werden nur fähig sein, ihn in der Stille zu vernehmen, denn gar zart ist dieser Ruf, wir aber sind vom Lärm der uns umtosen- den Welt taub gewordn. Dieser Taubheit müssen wir erst inne

werden, um dann in der Stille wieder unser Gehör zu erlangen.

„Nicht dort, wo nur des Todes Stille herrscht, kann je der Ruf vernommen werden.“

Darum dürfen wir uns nicht abschließen von der Welt, t ä t i g müssen wir sein und w i r k e n Tag für Tag. Aber in unserm Innersten muß eine Stelle sein, wo wir nichts anderes sind, als w i r s e l b s t. Und dort wird uns der Geist erreichen und sich uns einen können, und was dann von jener innersten Stelle ausstrahlt, wird unser tätiges Wirken in der Außenwelt und die Art, wie diese in uns eindringt, umgestalten, so daß wir tatsächlich eine Wiedergeburt im Geiste erleben.

Wenn das Bedürfnis nach geistiger Erweckung in uns lebendig wird, so drängen sich alsbald Kräfte an uns, die uns an die „geheimnisumwitterten Grenzgebiete menschlichen Erkennens“ locken und durch das flimmernde Licht trügerischer Verheißungen die Hoffnung einer Lösung des Daseinsrätsels erhoffen lassen. Nichts hat dieses Truglicht mit goldweißem Lichte der Gottheit gemein als den Reiz der Verborgeneheit vor Erdsinnen.

„Aber wahrlich: nicht a l l e s Verborgene ist wert, daß man danach forsche!“

Zwei Wege gibt es. Der eine, breit und lockend bequem, führt, aufreizender Wahnbilder voll, zu Tiefen eines dunklen Abgrundes. Es ist ein Jammer zu sehen, wie viele namentlich jetzt, wo die blutigen Greuel des Krieges eine Art übersinnlichen Bedürfnisses geweckt haben, auf diesem Wege dahintaumeln und glauben, so zum Heil zu gelangen. Der andere Weg ist schmal, steil und wird immer beschwerlicher, je mehr er sich dem Ziele nähert, dem h o h e n, dem e i n z i g e n Ziele, das wirklich des Erstrebens wert ist. Bô Yin Râ ermüdet nicht, unsere B e s o n n e n h e i t zu stärken, damit wir, Trug von Wahrheit scheidend, den richtigen Weg wählen. –

Gar manches Rätsel scheint gelöst, und wir geben uns mit der Lösung zufrieden, weil wir keine Ahnung haben, welche Fragen noch im tiefsten Grunde unseres Wesens schlum-

mern. Mögen Wissenschaft und Technik die erstaunlichsten Erfolge aufweisen und dort tatsächlich viele Rätsel gelöst werden, derjenigen Tiefe, aus der seit Urzeiten „das Geheimnis seine Frage raunte“, dem einzigen *wirklichen* Rätsel, dem unseres Daseins, kommen wir dadurch nicht den kleinsten Schritt näher. Um hier vorwärts zu kommen, müssen wir uns selbst bereiten, uns in der Stille – wie es am Anfang dieses Buches geschrieben steht – empfangsfähig machen für den Ruf des Geistes. Aber noch eine Kunst müssen wir lernen: die Kunst des *Wartens*. Gar viele verfehlen das Ziel, weil sie die Wartezeit kürzen wollen, weil sie heischen und fordern, wo nur ruhige, stillste Versenkung die Vorbedingung des Erfolges schafft. Jedem ist sein „Tag“ bereitet; wollen wir ihn aber herbeizerrn, so verzögern wir seinen Anbruch. Die einzige Gewalt, die wir anwenden sollen, ist die der *Selbstbeziehung*. So ist der Ausspruch des Nazareners zu verstehen: „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ –

Seit uraltesten Zeiten gab es Weise, die, vom Urlicht durchleuchtet, zu Lehrern der Menschheit wurden. Töricht ist es, diese alten Meister zu verlachen und blindlings für Aberglauben zu erklären, was sie uns lehrten. Ebenso töricht ist es aber, uns gleichsam ihr Gewand borgen und Äußerlichkeiten ihres Gebahrens, soweit wir noch davon Kenntnis haben, nachahmen zu wollen. Eitlen Mummenschanz, schlechtes Theater treiben wir, wenn wir so handeln. Das ewige Licht leuchtete den alten Meistern und ihren Schülern ebenso, wie es uns heute leuchtet; wohl mögen auch sie von Vorgängern gewußt haben, deren leiseste Spur längst verwischt ist. Auch sie haben aufgenommen, was sie noch fanden, denn jeder wirklich Starke steht auf den Schultern seiner Vorgänger; nur der schwächliche Stümper ersehnt immerfort das „unerhört Neue“. Aber sie schritten *vorwärts* als Kinder ihrer Zeit, so wie wir als Kinder unserer Zeit fortschreiten sollen. Das Gewand kann sich ändern, das Wesen bleibt dasselbe. Zu allen Zeiten war es der verkehrte Weg, die Finsternis, die uns

umgibt, mit „Öllampen“ zu erleuchten und in ihnen das Heil zu suchen, während es an uns liegt, aus dem Dunkel herauszutreten und im Lichte zu stehen, das ewig und unveränderlich ist.

Ewig und unveränderlich, aber doch in unendlich mannigfaltigen Farben kommt das Licht zu uns, und jeder von uns trägt seine eigene Farbe in sich, und jeden von uns kann das Licht nur in seiner eigenen Farbe erreichen. Jeder strebe darnach, seine Farbe zu erkennen. In diesen Worten, durch die ein Hauch aus der privaten künstlerischen Berufstätigkeit Bô Yin Râs herüberweht, liegt die auch an anderen Stellen von unserem Lehrer ausgesprochene Mahnung, stets unserem eigenen Ziele zuzustreben und niemals das Ziel eines andern erreichen zu wollen, scheine es uns auch noch so hoch. Unser eigenes Ziel ist der kostbare Edelstein, der uns in den Schatzkammern der Ewigkeit aufgespart ist und der uns verloren geht, wenn wir in törichtem Wahn daran vorbeigreifen. Darum – wäre es auch erst in Äonen erreichbar – DU SELBER bist das hohe Ziel, geeint mit deinem Gott! – –

Vom „Segen der Arbeit“ spricht das vorletzte Kapitel des neuen Buches. Keiner kann und keiner soll sich dem Alltag und seiner Arbeit entwinden. Störend und verfehlt ist es, sich müßigen Träumereien hinzugeben, und schlecht dient dem ewigen Geiste, wer sich in „weihevollen“ Stimmungen seinem Gott nahe glaubt, darüber aber seine Pflichten versäumt, die viel leichter zu verachten als zu erfüllen sind. Sich selbst dazu erziehen, an einer Arbeit Freude zu empfinden, scheine sie auch keineswegs dazu geeignet, wird schon deshalb stärkend wirken, weil wir die Empfindung des Sieges über das anfängliche Widerstreben genießen werden. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert; ihr höchster Lohn aber liegt in ihr selbst. Richtig getane Arbeit schafft uns ungeheuren Kräftezuwachs und hilft uns, den Weg zu unserem hohen geistigen Ziel zu schreiten, der auch nicht anderes ist als richtig getane Arbeit – an uns selbst.

Dieses Kapitel ist auch im Hinblick auf unsere heutigen sozialen Verhältnisse eines der wichtigsten des Buches vom hohen Ziele. –

Gleich einem Hymnus klingt es von der „Macht der Liebe“ im Schlußkapitel. Bô Yin Râs Lehre führt uns letzten Endes zum wahrhaftigen Erfassen der Persönlichkeit und der Lehre des Meisters von Nazareth. Anders muß lehren, wer heute durch Bücher lehren will, anders, wer seinerzeit von Fischerdorf zu Fischerdorf am See Genzareth zog, von Mund zu Mund das Wort des Vaters verkündend. Der Vater ist ewig und sein Wort. So ist auch die Lehre ewig, die uns aus den Niederungen der physischen Ebene hinaufführt zu den Gipfeln, wo die Sonne nicht mehr untergeht. Nur das Gewand wechselt mit der Person und mit der Zeit des Lehrers, denn ins Irdische muß das Göttliche übersetzt werden, sollen die Erdenmenschen es zu begreifen fähig werden. Auch Jesus von Nazareth war Mensch, und nichts Menschliches war ihm fremd. Als göttliches Opfertier, zu dem ihn verderblicher Irrwahn umgeschaffen hat, hätte er uns nie in unserer Seele Tiefe erreichen können. Dies läßt uns Bô Yin Râ überall und auch in seinem neuesten Buche begreifen.

*Magische Blätter, Monatschrift für geistige Lebensgestaltung,
VI. Jahrgang 1925, S. 124-127, Talisverlag, Leipzig*

*

Auszüge aus »Die Erzählungen der Chassidim« (2)

von Martin Buber

Das dritte Misslingen

Es wird erzählt: „Als die abtrünnige Schar des Lügenmessias Jacob Frank an Macht immer mehr zunahm, wurde dem Baalschem vom Himmel offenbart, sie sei an unreiner Kraft stärker noch als er an heiliger, und er müsse daher, wolle er sie überwinden, die Hilfe eines anderen gewinnen, der Rabbi Mosche Pastuch, das heißt Rabbi Moses der Hirt, heiße. Ohne Verzug machte der Baalschem sich auf den Weg nach der Stadt, die man ihm gewiesen hatte. Als er da nach dem Gesuchten forschte, ergab es sich, daß der Träger des Namens in den Bergen vor der Stadt das Geschäft eines Schafhirts betrieb. Dort fand er ihn: die Schafe waren über die Berghänge verstreut, der Hirt aber, an den, ohne daß er es merkte, der Baalschem nah herankam, stand über einem Graben und sprach vor sich hin: ‚Geliebter Gott, womit kann ich dir dienen? Hättest du Schafherden, ich weidete sie dir ohne Entgelt! Aber was kann ich nun tun?‘ Plötzlich sprang er inbrünstig über den Graben und zurück, sprang und sprang und rief: ‚Ich springe Gott zu Liebe, ich springe Gott zu Liebe.‘ Da verstand der Baalschem, daß der Dienst dieses Hirten größer sei als sein eigener. Als jener vom Springen ruhte, trat er zu ihm und sagte: ‚Ich habe mir dir zu reden.‘ ‚Ich bin ein Mietling‘, antwortete der Hirt, ‚und darf keine Zeit verlieren.‘ ‚Du bist doch eben‘, hielt der Baalschem ihm vor, ‚über den Graben hin und her gesprungen!‘ ‚Wohl‘, sagte der Mann, ‚Gott zu Liebe darf ich's.‘ ‚Auch was ich mit dir vorhabe‘, sprach der Zaddik, ‚ist Gott zu Liebe.‘ So ließ jener sich erzählen und lauschte, entflammter Seele, wie er gesprungen war. Alles musste der Baalschem ihm erzählen, von der Zeit an, da das Heiligtum zerstört ward: wie zweimal schon in Stunden des Verhängnisses, da Tausende mit ihrem Tode den

Namen Gottes heiligten, das große Werk versucht ward, der Satan aber dazwischenfuhr und es hinderte, und nun sei die dritte Stunde da. ‚Ja‘, rief der Hirt, ‚wir wollen die Schechina aus dem Exil befreien.‘ ‚Gibt es hier‘, fragte der Baalschem, ‚einen Ort, wo wir tauchen können?‘ ‚Am Fuß des Berges‘, antwortete jener, ‚ist ein lebender Quell.‘ Und schon rollte er den Hang hinab. Der Zaddik folgte ihm so gut er konnte. Unten tauchten sie beide im Quell, und der Baalschem bereitete sich, ihm das Geheimnis des Werkes anzuvertrauen. Indes hatte sich im Himmel die Kunde verbreitet, man wolle auf Erden die Erlösung beschleunigen, Himmelsmächte erhoben sich dagegen, der Satan erstarkte und ging an sein Werk. Feuer fiel in die Stadt, bald dröhnten die Sturmglocken zu den Bergen herüber. Der Hirt lief zu seinen Schafen. ‚Wohin läufst du, und warum?‘ fragte der Baalschem. ‚Gewiss‘, antwortete er, ‚haben die Herdenbesitzer erfahren, daß die Schafe sich zerstreut haben, und nun werden sie kommen und nach ihnen fragen.‘ Es gelang dem Baalschem nicht, ihn zurückzuhalten, und er verstand, wessen Hand im Spiel war.“

Vor dem Kommen des Messias

Der Baalschem sprach: „Vor dem Kommen des Messias wird eine gewaltige Fülle in der Welt sein. Die Juden werden reich werden. Sie werden sich gewöhnen, ihr Haus mit großem Aufwand zu führen, und werden die Genügsamkeit von sich werfen. Dann werden böse Jahre kommen, Mangel und karger Erwerb; es wird die Armut über die Welt kommen. Die Juden werden ihr unmäßig gewachsenes Bedürfnis nicht stillen können. So werden die Wehen des Messias beginnen.“

Vom Tod des Baalschem

Nach dem Passahfest erkrankte der Baalschem. Doch fuhr er fort, im Bethaus vor dem Pult zu beten, soweit seine Kräfte es zuließen.

Den Schülern, die fähig waren, sich im Gebet einzusetzen, jetzt aber an anderen Orten weilten, ließ er keine Nachricht zukommen, und die unter ihnen, die in Mesbiz weilten, schickte er in andere Orte. Nur Pinchas von Korez weigerte sich, heimzufahren.

Am Morgen ließ er seine Vertrauten holen. Zunächst rief er zwei von ihnen zu sich und wies sie an, daß sie sich mit seinem Leichnam und der Bestattung befassen sollten. Er zeigte ihnen an seinem Leibe, Glied um Glied, wie die Seele daraus abzuschneiden begehrte, und lehrte sie, das Wahrgenommene bei andern Kranken anzuwenden; denn diese zwei gehörten der Bruderschaft an, die sich mit dem Tod und der Bestattung befasst.

Dann ließ er eine Zehnerschaft sich mit ihm zum Beten zusammentun. Er ließ sich das Gebetbuch geben und sagte: ‚Ich will mich noch ein wenig mit Gott abgeben.‘

Nach dem Gebet ging Rabbi Nachman von Horodenka ins Lehrhaus, um für ihn zu beten. Der Baalschem sprach: ‚Umsonst erschüttert er den Himmel. Er kann nicht zur Pforte hinein, durch die ich einzutreten pflegte.‘

Als später der Diener einmal in die Stube kam, hörte er den Baalschem sprechen: ‚Ich gebe dir die zwei Stunden‘ und verstand, er sage zum Todesengel, er brauche ihn die letzten zwei Stunden nicht zu peinigen; aber Rabbi Pinchas verstand besser, was er meinte. ‚Er hatte‘, sagte er, ‚noch zwei Stunden zu leben, und von denen sprach er zu Gott, er gebe sie ihm als Geschenk. Dies ist ein rechtes Seelenopfer.‘

Dann kamen, wie alljährlich an diesem Tag, die Leute aus der Stadt, und er sprach Worte der Lehre zu ihnen.

Später sagte er zu den Schülern, die ihn umstanden: ‚Nicht um mich trage ich Sorge. Ich weiß ja in aller Klarheit: zur einen Tür geh’ ich hinaus, zur andern Tür geh’ ich ein.‘ Und wieder sagte er: ‚Jetzt weiß ich, wozu ich erschaffen worden bin.‘

Er saß im Bett auf und sprach eine kurze Lehrrede über den ‚Pfeiler‘, auf dem die Seelen nach dem Tode vom

untern Paradies zum obern Paradies, zum ‚Baum des Lebens‘, aufsteigen, und legte den Vers aus dem Buche Esther aus: ‚Und damit kam das Mädchen zu dem König.‘ Auch sprach er: ‚Ich komme gewiss noch wieder, aber nicht, wie ich jetzt bin.‘

Danach ließ er das Gebet ‚Und sei es Huld‘ sprechen und streckte sich im Bette aus, setzte sich aber wieder etliche Male auf und flüsterte, wie man es an ihm kannte, wenn er seine Seele in der Andacht ausrichtete. Eine Weile hörte man nichts mehr, und er lag still.

Dann befahl er, ihn mit dem Laken zu bedecken. Noch hörte man ihn aber flüstern: ‚Mein Gott, Herr aller Welten!‘ und danach den Psalmvers: ‚Nicht komme der Fuß des Hochmuts mich an.‘

Die er angewiesen hatte, sich mit seinem Leichnam und der Bestattung zu befassen, sagten hernach, sie hätten die Seele des Baalschem wie eine blaue Flamme aufsteigen sehn.“

DOW BÄR VON MESRITSCH

Die Nachfolge

Vor dem Tode des Baalschem fragten ihn die Schüler, wer an seiner Stelle ihr Meister werden solle. Er sagte: „Wer euch Auskunft gibt, wie man die Eigenschaft des Stolzes bricht, soll euer Haupt sein.“ Nach dem Tode des Baalschem fragten sie Rabi Bär von Mesritsch als ersten: „Wie ist der Stolz zu brechen?“ Er antwortete: „Die Eigenschaft des Stolzes gehört Gott an, wie geschrieben steht: ‚Der Herr ist König, in Stolz hat er sich gekleidet.‘ Darum gibt es keinen Rat, diese Eigenschaft zu brechen. Alle Tage des Lebens müssen wir mit ihr ringen.“ Da wussten die Gefährten, daß er der Nachfolger war.

Die Aufnahme

Rabbi Bär war ein Gelehrter von hohem Scharfsinn, aller gewundenen Gänge der Gemara kundig und auch in den Tiefen der Kabbala erfahren. Als er immer wieder vom Baalschem hörte, beschloss er, ihn aufzusuchen, um die Weisheit des vielgerühmten Mannes zu erproben. Im Haus des Meisters angelangt und ihm gegenüber tretend, wartete er nach der Begrüßung, ohne ihn auch nur recht anzuschauen, auf die Lehrworte aus seinem Mund, um sie zu prüfen und zu wägen. Der Baalschem aber erzählte ihm, er sei einst tagelang durch eine Wildnis gefahren und hätte nicht Brot gehabt, um seinen Kutscher zu speisen: da sei ein Bauer des Weges gekommen und habe ihm Brot verkauft. Sodann entließ er den Gast. Am nächsten Abend kam der Maggid wieder zum Baalschem und dachte, nun würde er doch wohl endlich ein Wort der Lehre vernehmen. Rabbi Israel aber erzählte ihm nur, er habe einmal unterwegs kein Heu für seine Pferde gehabt; da sei ein Bauer dahergekommen und habe die Tiere gefüttert. Der Maggid verstand nicht, was die Geschichten ihm sollten. Er war nun gewiss, es sei vergeblich, von diesem Mann Weisheit zu erwarten; in seine Herberge zurückgekehrt, befahl er seinem Diener, die Heimfahrt zu rüsten, die sie antreten wollten, sobald der Mond die Wolken zerstreut hätte. Um Mitternacht wurde es hell; da kam ein Bote des Baalschem, Rabbi Bär möchte in dieser Stunde vor ihm erscheinen. Er ging sogleich hinüber. Der Baalschem empfing ihn in seiner Kammer. „Hast du Wissen in der Kabbala?“ fragte er. Der Maggid bejahte. „Nimm hier das Buch ‚Der Baum des Lebens‘, schlag auf und lies.“ Der Maggid las. „Besinne dich.“ Er tat es. „Deute.“ Er deutete die Stelle, die von der Wesenheit der Engel handelte. „Du hast kein Wissen“, sagte der Baalschem. „Steh auf.“ Er stand auf. Der Baalschem stand ihm gegenüber und sprach die Stelle. Da verging vor den Augen des Rabbi Bär die Stube im Feuer, und er hörte die Engel durch das Feuer rauschen, bis ihn die Sinne verließen. Als er

erwachte, war die Kammer, wie er sie betreten hatte. Der Baalschem stand ihm gegenüber und sprach: „Die Deutung, die du sagtest, ist richtig. Aber du hast kein Wissen; denn dein Wissen hat keine Seele.“

Rabbi Bär ging in die Herberge, hieß den Diener heimfahren und blieb in Mesbiz, der Stadt des Baalschem.

Das Zeichen

Einst gab der Baalschem beim Abschied dem Schüler den Segen. Dann beugte er das eigene Haupt, von ihm den Segen zu empfangen. Rabbi Bär weigerte sich. Aber der Baalschem ergriff seine Hand und legte sie sich aufs Haupt.

Der Seufzer

Die Frau hielt schweigend das hungernde, verstummte Kind. Da seufzte der Maggid zum ersten Mal auf. Unge säumt kam die Antwort; eine Stimme redete zu ihm: „Du hast deinen Anteil an der kommenden Welt verloren.“ „Wohlan“, sprach er, „der Lohn ist abgeschafft, jetzt kann ich wahrhaft zu dienen beginnen.“

Strafe

Als der Maggid wahrnahm, daß er der Welt bekannt geworden war, bat er Gott, ihm kundzutun, durch welche Sünde er sich schuldig gemacht habe.

Im Haus des Maggids

Rabbi Schneur Salman pflegte zu sagen: „Was Weissagungen, was Wundertaten! Im Haus meines Lehrers, des heiligen Maggids, schöpfte man den heiligen Geist eimerweise, und die Wunder lagen unter den Bänken, ohne daß wer Muße hatte, sie aufzuheben.“

Gottes Vaterschaft

Der Maggid von Mesritsch sprach zu dem Schriftvers „Da du von dort den Herrn deinen Gott suchen wirst, wirst du ihn finden“: „Der Mensch muss zu Gott schreien und ihn Vater nennen, bis er sein Vater wird.“

Dazwischen

Der Maggid von Mesritsch sprach: „Kein Ding der Welt vermag aus einer Wirklichkeit in eine andere Wirklichkeit zu kommen, wenn es nicht vorher zum Nichts, das ist zur Wirklichkeit des Dazwischen, kam. Da ist es Nichts, und niemand kann es begreifen; denn es ist zur Stufe des Nichts gelangt wie vor der Schöpfung. Und da wird es zu einem neuen Geschöpf erschaffen, vom Ei zum Küchlein. In dem Augenblick, nachdem die Vernichtung des Eis vollendet ist, und ehe das Werden des Küchleins begonnen hat, ist das Nichts. Und das wird in der Philosophie der Urstand genannt, den niemand begreifen kann; denn er ist eine Kraft vor der Schöpfung und heißt Chaos. So auch der sprießende Same: er beginnt nicht zu sprießen, ehe jener Same im Boden zerfällt und aus seinem Wesen vernichtet wird, damit er zum Nichts kommt, das die Stufe vor der Schöpfung ist. Und die wird Weisheit genannt, das heißt ein Gedanke, der keine Offenbarung hat. Sodann wird daraus geschaffen, wie geschrieben steht: „Sie alle hast du mit Weisheit gemacht.“

Das letzte Wunder

Der Maggid von Mesritsch sprach: „Die Schöpfung des Himmels und der Erde ist die Entfaltung des Etwas aus dem Nichts, das Hinabsteigen des Oberen in das Untere. Aber die Zaddikim in ihrem Werk, da sie sich von der Körperlichkeit lösen und stets Gott nachsinnen und in Wahrheit sehen und verstehen und vorstellen, als wäre das Nichts wie

vor der Schöpfung, die wandeln das Etwas ins Nichts zurück. Und dies ist das Wunderbarere: vom Unteren emporheben. Wie es in der Gemara heißt: „Größer ist das letzte Wunder als das erste.“

Die zehn Grundsätze

Der Maggid sprach zu seinem Schüler Rabbi Sußja: „Die zehn Grundsätze des Dienstes kann ich dich nicht lehren. Aber du magst zu einem kleinen Kind und zu einem Dieb in die Lehre gehen.

Drei Dinge wirst du von dem Kinde lernen:
es ist fröhlich, ohne eines Antriebs zu bedürfen;
keinen Augenblick verweilt es müßig;
und woran es Mangel hat, weiß es kräftig zu begehren.
In sieben Dingen wird dich der Dieb unterweisen:
er tut seinen Dienst in den Nächten:
erlangt er's nicht in einer Nacht, so wendet er die kommende dran;
er und seine Werkgenossen lieben einander;
er wagt sein Leben um ein Geringes;
was er erbeutet hat, gilt ihm so wenig, daß er es um die schlechteste Münze hingibt;
er läßt Schläge und Plagen über sich ergehen, und es ficht ihn nicht an;
sein Handwerk gefällt ihm wohl, und er tauscht es für kein anderes ein.“

Die Kugel

Ehe der Maggid die beiden Brüder, Schmelke und Pinchas, zu lehren begann, sagte er zu ihnen, wie man sich den ganzen Tag über, vom Erwachen bis zum Einschlafen, führen solle, wobei er ihre bisherigen Gepflogenheiten so, zugleich bestätigend und überwindend, einbezog, als sei ihm all ihr Leben vertraut. Am Schluss sagte er: „Und ehe man

sich am Abend hinlegt, macht man eine Rechnung über den ganzen Tag. Und wenn der Mensch sich da vorrechnet, wie er nicht einen einzigen Augenblick vertan habe, und sein Herz sich erhebt, nehmen sie im Himmel all die guten Werke, ballen sie zu einer Kugel zusammen und schleudern die in den Abgrund.“

Leib und Seele

Als Rabbi Schmelke von seiner ersten Reise zum Maggid heimkehrte und man ihn fragte, was er erfahren habe, antwortete er: „Bis nun hatte ich meinen Leib kasteit, daß er die Seele ertragen könne. Jetzt aber habe ich gesehen und gelernt, daß die Seele den Leib ertragen kann und sich nicht von ihm abzuschneiden braucht. Das ist es, was uns in der heiligen Thora zugesprochen ist: ‚Ich will meine Wohnung in eurer Mitte geben, und meine Seele wird euch nicht verschmähen.‘ Denn nicht soll die Seele ihren Leib verschmähen.“

Lehre sagen und Lehre sein

Rabbi Löb, Sohn der Sara, der verborgene Zaddik, der, dem Lauf der Gewässer folgend, über die Erde wanderte, um die Seelen Lebender und Toter zu erlösen, erzählte: „Daß ich zum Maggid fuhr, war nicht, um Lehre von ihm zu hören: nur um zu sehen, wie er die Filzschuhe aufschnürt und wie er sie schnürt.“

Wie man Lehre sprechen soll

Der Maggid sprach einmal zu seinen Schülern: „Ich will euch die beste Art weisen, Lehre zu sprechen. Man soll sich selber gar nicht mehr fühlen, nichts mehr sein als ein Ohr, das hört, was die Welt des Wortes in einem redet. Sowie man aber die eigene Rede zu hören beginnt, breche man ab.“

Das Sündenregister

Der Raw von Kolbischow weilte einst in Mesritsch und sah, wie ein alter Mann zum Maggid kam und ihn bat, ihm eine Sündenbuße aufzuerlegen. „Geh heim“, sagte der Maggid, „schreib alle deine Sünden auf ein Blatt und bringe es mir.“ Als der Mann es ihm brachte, warf er nur einen Blick darauf, dann sagte er: „Geh nun wieder heim, es ist gut.“ Später aber sah der Raw, wie Rabbi Bär das Blatt las und bei jeder Zeile laut aufachte. Das verdross ihn: Wie kann man über Sünden lachen? Jahrelang konnte er die Erinnerung nicht überwinden, bis er einmal diesen Spruch des Baalschemtow anführen hörte: „Es ist bekannt, daß niemand eine Sünde begeht, es sei denn der Geist der Narrheit in ihn gefahren. Was tut aber der Weise, wenn ein Narr zu ihm kommt? Er lacht über all seine Narrheiten, und wie er lacht, kommt ein Hauch der Mildigkeit über die Welt, die Strenge schmilzt, und was lastete, wird leicht.“ Der Raw besann sich. „Nun verstehe ich das Lachen des heiligen Maggids“, sprach er in seiner Seele.

Das Versagen

Einst setzte der Maggid die gesammelte Kraft seines Wesens ein, daß die Erlösung komme. Da fragte es vom Himmel. „Wer ist es, der das Ende bedrängt, und was bedünkt er sich?“ Der Maggid antwortete: „Ich bin der Führer des Geschlechts, und es liegt mir ob, mich einzusetzen.“ Wieder fragte es: „Wie weisest du dich aus?“ „Meine heilige Gemeinde“, antwortete der Maggid, „wird aufstehn, für mich zu zeugen.“ „Sie stehe auf“, rief die Stimme. Da ging Rabbi Bär und sprach zur Schar der Jünger: „Ist es wahr, dass ich der Führer des Geschlechts bin?“ Aber alle schwiegen. Er wiederholte seine Frage, und noch einmal, und keiner sagte: Es ist wahr. Erst als er sie verlassen hatte, lösten sich ihnen Zungen und Sinn in einem, und sie erschraaken über sich.

Die Beschwörung

In der letzten Lebenszeit des Maggid gedieh die Feindschaft der Mitnagdim zu solcher Erbitterung, daß sie die Chassidim, als das wiedergeborene Geschlecht des Turmbaus, in Bann taten und verboten, mit ihnen Gemeinschaft zu halten, mit ihnen sich zu verschwägern, von ihrem Brot zu essen und ihren Wein zu trinken. Deswegen erhoben die Schüler des Maggid an den drei Sabbatmahlen Klage vor ihm. Er aber schwieg dreimal, als höre er nicht. Da schlossen sie sich nach Sabbatausgang, zehn an der Zahl, zur Gemeinde zusammen und öffneten das Bethaus. Dort wandten sie in heimlicher Beschwörung den Bann gegen die Bannenden. In der dritten Stunde nach Mitternacht war das Werk getan, und sie gingen in den Schlafsaal. Um die vierte Stunde hörten sie die Krücken, an denen der Maggid seit etlichen Jahren seiner kranken Füße halber ging, über den Boden des Saals schleifen. Sie erhoben sich, wuschen die Hände und standen vor ihrem Lehrer. Er sprach: „Kinder, was habt ihr getan?“ „Wir brachten“, antworteten sie, „nicht mehr die Kraft auf, es zu dulden.“ Er sprach: „Törichtes habt ihr getan, und euer Haupt habt ihr verwirkt.“ In demselben Jahr starb der große Maggid.

Am Teich

Nach dem Tod des großen Maggid saßen die Schüler beisammen und erzählten sich von seinen Taten. Als die Reihe an Rabbi Schneur Salman kam, fragte er: „Wisst ihr, warum unser Lehrer an jedem Morgen um Sonnenaufgang zum Teich hinausging und ein wenig daran verweilte, ehe er heimkehrte?“ Sie wussten es nicht. „Er lernte“, sagte er, „das Lied, mit dem die Frösche Gott lobpreisen. Es dauert sehr lang, bis man dieses Lied erlernt.“

Der linke Fuß

Der große Maggid ist bekanntlich auf Krücken gegangen. Viele Jahre nach seinen Verscheiden kam einmal sein großer Schüler, Rabbi Schneur Salman, dazu, wie seine eigenen Schüler miteinander stritten, wer „der Zaddik des Geschlechts“ zu nennen sei. „Was redet ihr!“ rief er. „Der Zaddik des Geschlechts ist mein Lehrer, der heilige Maggid von Mesritsch, und kein anderer. Von ihm steht geschrieben: ‚Machen wir einen Menschen in unserem Bilde‘, denn er war der vollkommene Mensch. Und werdet ihr einwenden: ‚Wie kann das sein, er ist doch an den Füßen verkrüppelt gewesen!‘, so sage ich euch: ‚Er war der vollkommene Mensch, und vom vollkommenen Menschen ist uns bekannt, daß er mit jedem Glied alle Welten bewegt, wie es im Buche Sohar heißt: ‚Gnade, das ist der rechte Arm, Gewalt, das ist der linke Arm.‘ Darum hat er den linken Fuß nachgezogen: er hatte ihn preisgegeben, damit er nicht die Gewalt in der Welt erwecke.“

Aus der Himmelschau

In einer Zeit großer Nöte versenkte sich Rabbi Elimelech immer tiefer in seinen Gram. Da erschien ihm sein Lehrer, der große Maggid von Mesritsch. Rabbi Elimelech rief ihn an: „Warum schweigt ihr zu solchen Nöten?“ Er antwortete: „Im Himmel sehen wir: alles, was euch ein Übel dünkt, ist ein Werk der Gnade.“

ABRAHAM DER ENGEL

Die Mütter

Es wird erzählt: „Als der große Maggid noch arm und unerkannt war, geschah es zu einem Winterabend, daß seine Ehefrau zu ihrer monatlichen Reinigung ins Tauchbad

gehen wollte. Da geriet sie in einen rasenden Schneesturm, kam vom Wege ab und irrte lange umher, bis sie sich endlich, da es schon Nacht war, zum Badhaus fand. Als sie ans Tor klopfte, schrie der Badmeister sie von innen heraus an, schalt sie, daß sie ihn im Schlaf störe, und weigerte sich, ihr zu öffnen. Die Frau stand weinend in der eisigen Nacht, aber sie wich nicht.

Um Mitternacht vernahm sie das Geklingel von Schellen und das Schnauben von Pferden. Ein großer Wagen kam vor das Badhaus gefahren, vier Frauen stiegen aus, pochten ans Tor und riefen. Der Badmeister kam mit seinem Licht, sah die Frauen erschrocken an und führte sie herein. Ehe sie aber eintraten, nahmen sie das Weib des Maggid in ihre Mitte. Sie badeten mitsammen. Als sie fertig waren, nahmen die Frauen sie in ihren Wagen und brachten sie heim. Wie sie ausstieg und sich umsah, war der Wagen verschwunden. Leise betrat sie die Stube. „So hast du mit den Müttern gebadet?“ sagte der Maggid. In jener Nacht empfing sie ihren Sohn Abraham.“

Herkunft

Es heißt, der große Maggid habe sich an Leib und Seele so vollkommen geläutert und geeint, daß Leib wie Seele war und Seele wie Leib. Daher sei in der Stunde, in der er seinen Sohn zeugte, ein reiner Geist aus der Engelwelt in den Schoß seines Weibes eingegangen, um aus ihm für eine kurze Weile in die Menschenwelt geboren zu werden.

Das Antlitz

Die Erscheinung Rabbi Abrahams war zuweilen so furchtbar erhaben, daß die Menschen sie nicht ertragen konnten. Einem Zaddik widerfuhr es bei einer heiligen Handlung, daß er über seinem Anblick vergaß, ob er den Segen gesprochen hatte, und heimgekehrt nicht Speise und Trank anneh-

men konnte. Ein anderer festigte seinen Mut vier Wochen lang; als er aber über die Schwelle trat und sah, wie Rabbi Abraham die Tefillin anlegte, kehrte er zitternd um und wagte sich nicht mehr in seine Nähe.

Die Enkel des Baalschem, die Jünglinge Baruch und Efraim, redeten einst miteinander. „Warum wohl die Leute den Sohn des Maggid einen Engel nennen? Wir wollen ihn uns ansehen.“ Kaum aber hatten sie von der Straße aus das Antlitz Rabbi Abrahams im Fenster erblickt, flohen sie in solcher Hast, daß Efraim das Psalmenbuch entfiel.

Ehe

In der Hochzeitsnacht, als der Engel in die Kammer trat, war sein Antlitz furchtbarer als je, und eine dumpfe Klage kam von seinen Lippen. Vor dem Bild und der Stimme erschrak die Braut bis in ihr geheimes Leben und fiel bewusstlos nieder. Sie fieberte bis zum Morgen.

Als er in der nächsten Nacht in die Kammer trat, war das Herz der Frau heldisch gestärkt, daß sie den Furchtbaren ertrug.

Rabbi Abraham zeugte zwei Söhne. Danach lebte er abgeschieden wie zuvor.

Der Traum der Frau

Die Frau träumte. Sie sah eine weite Halle, darin ein Halbrund von Thronen, auf jedem Thron ein Gewaltiger. Einer sprach: „Lasst uns ihn heimrufen.“ Die andern nickten im Chor. Die Frau trat vor die Thronenden. Sie redete, kämpfte redend um das Erdenleben des Mannes, entbrannte in der Rede. Stumm lauschten die Gewaltigen. Endlich sprach einer: „Lasst ihn uns für zwölf Erdenjahre ihr schenken.“ Die andern nickten im Chor. Der Traum zerfloss. Beim Morgengruß legte der Maggid die Hände auf das Haupt der Sohnesgattin.

Der strategische Rückzug

Rabbi Abraham sprach: „Ich habe aus den Kriegen Friedrichs, des Königs von Preußen, eine neue Weise des Dienstes gelernt. Um den Feind anzugreifen, ist es nicht Not, sich ihm zu nähern; man kann, vor ihm fliehend, den Vorrückenden umgehen und im Rücken fassen, bis er sich ergeben muss. Es gilt nicht, auf das Böse loszuschlagen, sondern sich auf die göttliche Urkraft zurückzuziehen und von da aus es zu umkreisen und zu beugen und in sein Gegenteil zu verkehren.“

Ohne Gott

Rabbi Abraham sprach: „Herr der Welt, wäre ein Nu vorstellbar ohne deinen Einfluss und deine Vorsehung, was taugte uns da noch diese Welt, und was taugte uns da noch jene Welt, was taugte uns da noch das Kommen des Messias, und was taugte uns da noch die Auferstehung der Toten, was wäre da noch an alledem zu genießen, und wozu wäre es da!“

Jeder Hochwuchs

Rabbi Abraham sprach: „Wir beten: ‚Jeder Hochwuchs, vor dir neige er sich.‘ Wenn der Mensch zur höchsten Stufe gelangt, zur Beschaffenheit des vollkommenen Hochwuchses, dann erst wird er wahrhaftig niedrig in seinen Augen und erfährt, was das ist, sich neigen vor dir.“

Der andere Traum

Nach dem Tod Rabbi Abrahams, in der Nacht nach den sieben Tagen der Trauer, träumte seine Frau. Sie sah eine weite Halle, darin ein Halbrund von Thronen, auf jedem Thron ein Gewaltiger. Ein Tor öffnete sich, einer trat ein, den andern ähnlich, ihr Mann Abraham. Er sprach: „Ihr Gefähr-

ten, mein Weib ist mir gram, weil ich auf der Erde abgeschieden war. Das Recht ist bei ihr. Es tut mir not, daß ich ihre Vergebung erlange.“ Die Frau rief: „Mit dem ganzen Herzen ist dir vergeben“, und erwachte getröstet.

*



*Rabbi Israel ben Elieser, * um 1700 in Okop bei Kamenez-Podolsk (Ukraine),
† 22. Mai 1760 in Międzybórz, Podolien, genannt Baal Schem Tow
(Besitzer des guten Namens, auch: Meister des guten Namens) oder abgekürzt Bescht
gilt als Begründer der chassidischen Bewegung innerhalb des religiösen Judentums.*



Dionysius Areopagita: russische Ikone aus dem 17. Jahrhundert

Theosophie (2)

«Das Wesen der Hierarchie»

von Dionysios Areopagita

1. Versuch einer Definition

Hierarchie ist nach meiner Auffassung eine heilige Rangordnung, eine Erkenntnis ihrer selbst und dadurch auch eine Wirksamkeit. Sie will so weit wie möglich zu einer Ähnlichkeit mit Gott führen und in entsprechendem Verhältnis andere zum Nachbilde Gottes erheben, gemäß den von Gott gegebenen Erleuchtungen. Allerdings ist die Gott eigene Schönheit jedem ihr unähnlichen unnahbar entrückt, gerade sofern sie einfach ist, gut ist, und Urquell aller Vollendung bleibt. Sie will aber trotzdem jeden nach seiner Würdigkeit an ihrem eigenen Licht teilhaben lassen und durch göttliche Weihe zu der ihm möglichen Vollkommenheit führen. Harmonisch gestaltet sie ihre Jünger nach ihrem Bilde.

2. Zweck der Hierarchie

So ist das mögliche Ähnlich- und Einswerden mit Gott also der Zweck der Hierarchie, und hierbei ist Gott selbst ihr unmittelbarer Lehrmeister; in jedem heiligen Wissen und Wirken unverwandt blickt sie zu Seiner göttlichsten Schönheit empor, immer gibt sie möglichst nur Sein Wesen im Nachbild wieder, vervollkommnet sie ihre Geweihten zu lautersten, fleckenlosen Spiegeln, die den urgöttlichen Strahl in sich so aufnehmen, wie er aus der heiligsten Quelle des Lichtes kommt. Von solchem Glanz erfüllt und geheiligt, lassen ihn diese Spiegel dann freudig über die nächstfolgenden Ordnungen leuchten, wie es den urgöttlichen Satzungen entspricht. Es ist ja weder den Trägern der heiligen Weihewalt, noch den Empfängern solcher Weihen gestattet, irgendetwas zu wirken, was nicht den heiligen Anordnungen

des Urhebers ihrer eigenen Weihe entspräche. Sie dürfen in keinem Widerspruch zu Ihm stehen, wenn sie Seinen vergöttlichenden Glanz begehren, mit geziemender Reinheit auf Ihn blicken, und dem Range gemäß, den jeder dieser geheiligten Geister einnimmt, nach ihm sich umgestalten.

Wer demnach den Ausdruck Hierarchie gebraucht, bekundet damit das Vorhandensein einer heiligen Ordnung, die ein Abbild der urgöttlichen Schönheit darstellt. In hierarchischen Abstufungen des Wissens und Wirkens wird das Mysterium weitergegeben, in stetem Abglanz der Verähnlichung mit dem Urbild, soweit jeder dieser Spiegel nur immer das Licht weiterzugeben vermag.

Für jedes Glied der Hierarchie kann also die Vollendung nur darin bestehen, daß es zu einem solchen Spiegel Gottes erhoben werde, dem ihm verliehenen Rang gemäß, *ja daß es wahrhaftig, was noch göttlicher ist als alles andere vergöttlichende*, wie die Schrift sagt, *zu einem Mitwirkenden mit Gott werde*. So muss jedes Glied der Hierarchie in sich selbst ein göttliches Wirken darleben und es auch nach außen hervortreten lassen. Und weiter bedingt die Rangordnung der Hierarchie, daß die einen gereinigt werden, die anderen reinigen, daß die einen erleuchtet werden, die anderen erleuchten, und daß die einen vollendet werden und die anderen vollenden.

Und wie jedem Glied das Nachbild Gottes gemäß diesem Gesetz entsprechen wird, so wird es auch zur Teilnahme an Gottes Werk nach diesem Maß erhoben werden. Frei ist die göttliche Seligkeit, um mit Menschenworten zu sprechen, unzugänglich jeder Vermischung mit irgendeinem fremden Element, selbststrahlend in ewigem Licht, in sich vollkommen. Sie bedarf keiner anderen Kraft außer ihrer eigenen, sie reinigt und erleuchtet und vollendet alles, besser gesagt, sie selbst ist zugleich heilige Reinigung, Erleuchtung, Vollendung, erhaben über alle Reinheit und über alles Licht – sie ist die von Anbeginn seiende, wirkende, vollkommene Urquelle aller Vollkommenheit selbst, ohne Maß hinausgerückt über alles Heilige, die allererste Ursache jeglicher Hierarchie.

3. Das Wirken der Hierarchie

Diejenigen, die gereinigt werden sollen – so denke ich, müssen sich zu ihrer lautersten Darstellung führen lassen, sich frei machen lassen von jeder fremdartigen Beimischung. *Diejenigen, die erleuchtet werden sollen*, müssen sich mit dem göttlichen Lichte erfüllen lassen, aufgeführt zum Zustande des Schauens und zur Kraft des Sehens durch die ganz und gar heiligen Augen des Geistes. *Diejenigen, die vollendet werden sollen*, müssen sich aus dem Zustande der Unvollkommenheit herausheben lassen, damit sie am vollendenden Wissen der geschauten heiligen Geheimnisse wirklich teilnehmen können.

Diejenigen, welche Reinigung zu erwirken vermögen, müssen in der Fülle ihrer erreichten Makellosigkeit anderen von ihrer Reinheit mitteilen. *Diejenigen, welche zu erleuchten vermögen*, müssen als helle durchleuchtete Geister das Licht, das ihr ganzes Wesen überströmt, auf die des Lichtes Würdigen überleiten – da sie doch selbst zur Aufnahme und Weiterleitung des Lichtes ihrer Natur nach geeignet, und selbst schon mit heiligem Glanz glücklich erfüllt sind. *Diejenigen endlich, welche Vollendung zu erzeugen vermögen*, müssen jene Glieder, die vollendet werden sollen, durch sehr heilige Einweihung in die Erkenntnis geschauter heiliger Geheimnisse zur Vollkommenheit fördern – da sie doch selbst die Fähigkeit des vollendeten Mitteilens besitzen.

So werden die Glieder jeder Reihe der hierarchischen Ordnung dem ihnen entsprechenden Range gemäß zur Mitwirkung mit Gott erhoben. Und sie vollenden das, was der Urgottheit ihrem Wesen nach in einer unserer Menschennatur weit überragenden Weise innewohnt, das, was von der Urgottheit stets überwesentlich bewirkt wird, das, was von Ihr in den Einrichtungen der Hierarchie auch äußerlich kundgetan wird – sie vollendet es, zum Zwecke möglichst getreuer Nachahmung gottliebender Geister, durch Gnade und gottverlichene Kraft.



Franz Kluxen, zu jener Zeit, als er Kunst sammelte

Der Kunstsammler Franz Kluxen

von Jacob-Böhme-Bund

Jugendfotos von Kluxen, der am 17. März 1888 in Münster geboren wurde, zeigen einen selbstbewussten Mann mit charismatischem Blick.

„Franz Kluxen ist Anfang 20, als er seinen ersten Picasso kauft. Mit Mitte 20 besitzt er bereits mehr als ein Dutzend Picasso-Gemälde – und, so wird vermutet, bis zu 500 weitere Avantgarde-Kunstwerke. Kandinsky, Marc, Macke, Kirchner, Kokoschka, Munch, Chagall: Kluxen, Sohn wohlhabender Kaufleute vom Prinzipalmarkt in Münster, kauft ab 1910 wie im Rausch – nicht irgendwas, sondern immer nur das Beste.“¹

Sein Vater Bernhard Kluxen besaß das Textilkaufhaus am Prinzipalmarkt in Münster. Eine Sekretärin des väterlichen Betriebes, Anni Höings, die des Sohnes reichhaltige Buchsammlung katalogisierte, schrieb: „Der schöngeistige Sohn und Erbe Franz Kluxen ließ sich selten zuhause blicken, er war ständig in der Welt unterwegs.“²

„Der junge Franz Kluxen lebte natürlich von dem Geld, das sein Vater mit dem Kaufhaus erwirtschaftete. Zuhause hatte mutmaßlich seine Mutter, die gnädige Frau Kluxen, die Hosen an. Bei Anni liest sich das folgendermaßen: *Seit Montag arbeite ich nun schon in Kluxens Villa an der Bücheraufnahme des Sohnes unseres Chefs. Da ist wirklich die vollendete Buchhandlung vorhanden. Vom kleinsten Märchen bis zum schönsten Roman, sämtliche Werke aller berühmten Männer von den schmutzigsten Sachen bis zu den frommen, tiefreligiösen Büchern, sind Eigentum dieses ewigen Studenten, der seine Villa „Weisses Haus“ auf der Insel Föhr besitzt. Wenn der auch den zehnten Teil dieser Bücherweisheit im Kopf hat, dann kann er sich hören lassen; ich glaube aber dem genügt es, wenn die Bücher mit Prachteinbänden seine Zimmer schmücken. Nun muß ich auf Frau Kluxens Verordnung von jedem Buch Namen des Verfassers, des Verlegers u. den Titel notieren, damit ihr Franz ein Register über seine Weisheit bekommt. Oft hilft Frau Kluxen. Ihr Mann kam auch*

herein u. machte ihr Vorwürfe, er könne mich im Geschäft nicht tagelang für ihre Einfälle entbehren. Sie sagte ihm einfach: „Hier habe ich zu sagen, kommandiere du im Geschäft.“³

„Franz wächst in großbürgerlichen Verhältnissen auf, ist früh künstlerisch interessiert. Mit 19 schreibt er ein Buch über Richard Wagner. Wann genau sein Interesse für moderne Kunst geweckt wird, ist unbekannt. Fest steht: Er ist gerade mal 22 oder 23 Jahre alt, als er die ersten Bilder kauft – bei heute legendären Händlern wie Alfred Flechtheim (der ebenfalls aus Münster stammt), Wilhelm Uhde oder Daniel Kahnweiler, aber auch direkt bei den Künstlern. 1912 schreibt Kluxen an Wassily Kandinsky: „Ich wünsche einige gut ausgewählte moderne Bilder zu besitzen – und zwar moderne: 1. weil alte Bilder vom Staat gekauft werden mögen, 2. weil ich kein Geld habe, 3. weil die modernen Bilder größere Gewalt über mich haben.“⁴ Indes: Kluxen hat durchaus Geld, seine Mutter unterstützt ihn großzügig. (. . .)

„Würde man seine Sammlung heute versteigern – sie würde mehrere Milliarden Euro einspielen. Doch Kluxens Sammlung kann nicht ausgestellt, sie kann nicht versteigert werden. Denn es gibt sie nicht mehr. Im Laufe weniger Jahre verkaufte er einen Großteil seiner Bilder, andere wurden ihm von den Nazis genommen, weil sie als ‚entartet‘ galten. Als er 1968 starb, besaß er kein einziges Kunstwerk mehr.“⁵

„Wann genau Kluxen den ersten Picasso erwarb, lässt sich nicht rekonstruieren – es muss 1910 oder 1911 gewesen sein, Picassos Bilder waren zu diesem Zeitpunkt noch bezahlbar. „Ich kann bestätigen, dass Sie mit ihren Käufen, die ich kenne – was vor allem Cézanne, Picasso und Munch anbelangt –, Mordsdusel entwickelt haben, dass sie dieselben just vor der großen Aufwärtsbewegung erworben haben. Ihr Cézanne ist heute ein Vermögen wert, ihr Picasso das doppelte“, schreibt ihm 1912 Alfred Flechtheim.“⁶

„Zu diesem Zeitpunkt besitzt Kluxen bereits eine umfangreiche Avantgarde-Sammlung. Mit mindestens 13 Werken von Picasso verfügt er über eine der besten Sammlungen des

Spaniers in der Vorkriegszeit, so Picasso-Biograf John Richardson.

Unter den jungen Künstlern spricht sich die Sammel Leidenschaft des Münsteraners schnell herum. ‚Der hat ja die Kaufkrankheit‘, schreibt Franz Marc an August Macke. ‚Einsamer, wohlhabender Jüngling, der sich in Wyk auf Föhr eine Villa gebaut hat und nun Bilder sucht für die Einsamkeit‘, schreibt Macke zurück.

1912 findet in Köln die Sonderbundaussstellung statt, hier feiert die Moderne ihren Durchbruch. Kluxen gerät in einen regelrechten Kaufrausch. Für Werke von Macke, Jawlensky, Picasso, Kokoschka, Cézanne und weiteren Künstlern gibt er mehr als 15000 Mark aus. Allein 4000 Mark zahlt er für ‚Zwei weibliche Akte‘ von Munch, die heute im Landesmuseum am Domplatz hängen. ‚Ich würde wünschen, sie ermöglichen dem jungen Sammler den Ankauf eines Ihrer Werke‘, schreibt der Kunsthändler, der den Kauf vermittelt, an Munch.

Der Geschäftsführer der Ausstellung, Walter Klug, bescheinigt Kluxen, „dass Sie doch riesig geschickt, verblüffend fein gewählt und gekauft haben, es steht wohl fest, dass Sie die interessanteste, beste moderne Sammlung besitzen“. Mit Picasso sollte Kluxen allerdings nun aufhören, ‚die Hausse ist zu doll, Sie haben noch grade den letzten Moment erwischt‘.

Kluxen scheint den Ratschlag zu beherzigen und kauft nun andere Künstler. 1914 zum Beispiel Chagalls Gemälde „Geburt“ (heute im Art Institute of Chicago).“ (. . .)

„Ein enger Wegbegleiter in jener Zeit ist Herwarth Walden, einer der bedeutendsten Galeristen des 20. Jahrhunderts. Ihm gehört die Berliner Galerie „Der Sturm“, eine Speerspitze der modernen Kunst. 1917 wird hier die „Sammlung Kluxen“ gezeigt. Der Katalog listet 60 Werke auf, darunter „Paris durch das Fenster“ von Chagall (heute Guggenheim Museum, New York), 14 Bilder von Picasso (darunter „Frau mit Violine“, heute Pinakothek der Moderne, München), Pechstein, Macke, Marc. Viele Bilder hat er zuvor in der Galerie, in der sie nun zu sehen sind, selbst gekauft.“

„Eine der besten modernen Sammlungen Deutschlands“, jubelt der Kunstkritiker Theodor Däubler im „Berliner Börsen-Courier“. Doch der Aufbau der Sammlung verschlingt Unsummen. 1917 schreibt die Dichterin Sophie von Leer an den Galeristen Georg Muche: „Ich weiß tatsächlich nicht, was mit der Sammlung wird, wenn Kluxen pekuniär weiter so wirtschaftet.“

„Sämtliche Bilder sind unverkäuflich“, heißt es im Ausstellungskatalog. Doch schon bald beginnt der Ausverkauf der Sammlung Kluxen, bis 1920 wechseln unter anderem sämtliche Picassos den Besitzer. Über die Gründe ist nichts bekannt. Carl Schmitt spricht von Streitereien, die Kluxen mit dem Vater austrägt – hat er genug davon, dass sein Sohn so viel Geld für Kunst ausgibt? Die Folgen des Krieges dürften auch dem elterlichen Kaufhaus zugesetzt haben. Soll durch den Kunst-Verkauf Geld reinkommen?“ (. . .)

„Nachdem er während des Ersten Weltkrieges in esoterischen Kreisen verkehrt hat, spielt er um 1918 mit dem Gedanken, auf einem Bauernhof eine Kommune zu gründen. 1919 wird das Kaufhaus Kluxen von einem Mob geplündert, 1922 steigt Kluxen ins väterliche Geschäft ein.“⁷

Etwa um das Jahr 1920 erfährt Kluxen über den Maler Fritz Stuckenberg, ebenso später auch andere Künstler der Sturm-Bewegung wie Herwarth Walden und Sophie van Lehr, von der Existenz von Joseph Schneiderfranken, des Lehrwerks und des Jakob-Böhme-Bundes. Der Kunstsammler und der Maler kommen in den Kontakt mit der Künstlergruppe. Im Jahr 1927 folgt eine weitere Verkaufswelle, wie ein Brief Muches an Kluxen belegt: „Um den Verkauf Ihrer Bilder kann ich mich jetzt leicht bemühen. (...) Geben Sie mir doch bitte Bescheid, welche Ihrer Bilder Sie verkaufen wollen.“⁸

Im gleichen Jahr ist Franz Kluxen für die Beantwortung der Lesebriefe in „Die Säule“ verantwortlich, gleichzeitig ebenfalls zuständig für den Vertrieb der verkauften Bilder von Joseph Schneiderfranken.

In seinem Haus in der Parkstrasse 3 in Potsdam wurde 1932 eine Freimaurerloge gegründet, die sich unter anderem ausdrücklich gegen Rassenhass wendet. Die Ursprünge dieser heute noch existierenden Organisation führen bis in die Zeit des Jakob-Böhme-Bundes nach Görlitz in das Jahr 1921 zurück.

„Bis 1935 wird sie von den Nazis verboten. Kluxen wird offenbar mehrmals von der Gestapo verhaftet und verhört. Kunstwerke aus seinem Besitz werden als „entartete Kunst“ beschlagnahmt, darunter Bilder von Chagall und Jawlensky, die zum Teil bis heute verschollen sind. 1935 und 1936 werden Werke von Kluxen in Berlin versteigert – von einem Auktionshaus, das eng mit den NS-Machthabern zusammenarbeitet.“

„Die Nazis haben mir meine Sammlung weggenommen? Dies hat Kluxen nach Angaben seiner Enkelin nach dem Krieg gesagt. Nach 1945 geht er immer wieder in Ausstellungen, kauft Kunstkataloge – sucht er nach seinen verschollenen Bildern? Die Familie findet sein Faible für Kunst hingegen ‚sonderlich‘.“ (. . .)

„In der Nachkriegszeit ist Kluxen oft im Café Schucan am Prinzipalmarkt anzutreffen, wenige Meter vom 1954/55 wiederaufgebauten Kaufhaus Kluxen entfernt, das er als Geschäftsführer leitet. Dass er vor 1920 einer der bedeutendsten Kunstsammler Europas war, scheint niemand mehr zu wissen. Kluxen, der kunstbesessene Freigeist, lebt mit seiner Frau eine bürgerliche Existenz. 1968 stirbt er, kein einziges Kunstwerk ist in seinem Testament aufgelistet.“ Die Bilder, die der junge Münsteraner vor über 100 Jahren kaufte, zählen heute zu den schönsten Kunstwerken der Moderne.“⁸

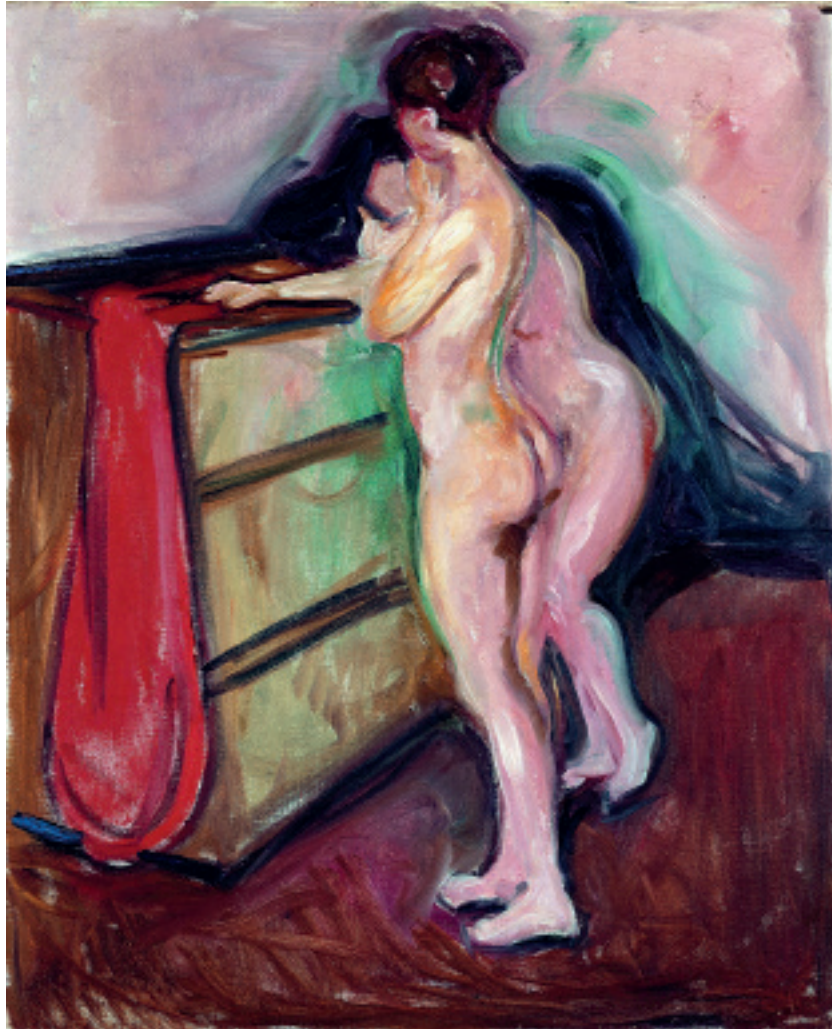
An dieser Stelle möchten wir repräsentativ die zweite Hälfte einer Antwort aus dem Jahr 1927 von Franz Kluxen in der Rubrik „Briefkasten“ aus „Die Säule“ wiedergeben (zu keiner Zeit war diese Sparte ausführlicher), die uns für unser Untersuchungsgebiet von Interesse erscheint und deren Aussage nicht nur auf Theater, sondern auch auf Film übertragbar ist:

„Daß die Beschäftigung mit einer entarteten Bühnenfigur für den Dichter, (den hatten Sie in ihrer Frage ganz vergessen!), für den Schauspieler und für den Zuschauer herabziehend, unter Umständen verderblich werden kann, daran ist kein Zweifel möglich. Dem ‚Werther‘ Goethes folgte eine Selbstmord-,epedemie‘; wer könnte zweifeln, daß manche seelische Verwüstung in Zusammenhang steht mit einem starken Eindruck durch ein Schauspiel? Segen kann durch die Kunst kommen, – und Verderben: unter welchen Bedingungen ist die Darstellung und die Betrachtung des Schlechten verhängnisvoll? – – Alle Kunst ist ein Werk der Vorstellungskraft und wendet sich an die Vorstellungskraft des Betrachtenden. (Auf der Bühne gibt man ‚Vorstellungen‘.) – Die Vorstellungskraft des Menschen ist das Vermögen, unabhängig von der äußeren ‚Wirklichkeit‘ ein mehr oder weniger ausgeführtes Bild der Phantasie zu erzeugen. Die Vorstellungskraft heißt mit Recht ‚Einbildungskraft‘, nicht weil man sich diese Bilder ‚einbildet‘, durch den menschlichen Willen die Kraft erhalten, bildend, (formend) auf den ‚Stoff‘ einzuwirken: ‚Stoff‘ aber, (plastisches Objekt), ist hier auch die Seele, sobald der Wille es zuläßt oder – (durch ‚Faszination‘) gebannt ist. Dies ist ein primäres, allgemeines Gesetz aller Erscheinungsschöpfung, und die meisten Menschen wären sehr verwundert, könnte man ihnen dieses Geschehen (– die Vorstellung in allen Ebenen der Erscheinung formend wirksam –) demonstrieren, obwohl es doch ‚nur‘ eine Fähigkeit ist, die sie selber, ohne es zu ahnen, täglich beweisen . . . Recht eigentlich Un-endliches hat der Mensch gewonnen, wenn er dieses an sich so einfache Gesetz, es ist erlaubt zu sagen diesen allgegenwärtigen Mechanismus, in seinem ganzen Umfange zu ahnen und – bewußt verantwortlich – anzuwenden beginnt. Die höchste Form der Anwendung dieser Kraft ist das Gebet . . . Nach dieser scheinbaren Abschweifung wiederholen wir, daß die Wirksamkeit einer Vorstellung durchaus davon abhängig bleibt, ob sich der menschliche Wille durch

sie bewegen lassen will oder nicht. Entscheidung ist nötig. Indifferentes Zögern macht schon wehrlos. Wirkliches Ignorieren freilich ist schon Abwehr: denn es schließt die Fenster. Dauernde Wappnung bietet nur die ‚schlaflose‘ Gewissheit seiner Selbst (im höchsten Sinne). Sicherer Schutz bietet auch jene Form der Selbstgewißheit, sein Gewissen, immer ‚inne-hält‘, ja – darin wohnt, denn es ist wirklich seine wahre ‚Heimat‘. Den kann keine ‚Vorstellung‘ verführen; aber – er wird auch keine Vorstellung fürchten! So wenig Weltflucht empfehlenswert oder gar nötig ist, so wenig ist Theaterflucht oder Theaterangst ein Gebot. – Nun muß freilich der Schauspieler den ‚Bösewicht‘ der Bühne doch in einem anderen Sinne noch in sich ‚zum Leben bringen‘ als der Zuschauer, der ja schließlich nach Hause gehen kann, wenn’s ihm nicht passt oder ‚zu stark‘ wird. Er muß das Bild des Schlechten mit aller Deutlichkeit in sich entwickeln. Aber auch in diesem Falle ist es nicht die Deutlichkeit der Vorstellung, die verderblich werden kann, sondern die Zustimmung des Willens, die Lust am Bösen. Ein Künstler kann das Schlechte mit höchster Lebenswahrheit ‚bringen‘ und doch die Lockung von sich abgleiten lassen wie der Entenschwanz das Wasser. – Es darf allerdings auch nicht vergessen werden, daß es sich hier auch um die Frage der Zensur und um eine Frage der – Fürsorge handelt. Eltern, Erzieher und Regierungen haben es zu allen Zeiten für ihre Pflicht gehalten, die noch zu junge, oder zu schwache oder irregeführte Seele durch Warnung oder Zwang, zu schützen. Es ist nicht immer Erfreuliches dabei herausgekommen, Unwirksames und oft mißbräuchliches. Besonders mit der Zensur ist es meist ebenso gegangen etwa mit dem Verbot des Hasardspiels: wenn die Regierung selbst der Bankhalter ist, wie bei den Lotterien und der Tombola, dann ist es ‚erlaubt‘. Prohibitionen überhaupt können nie mehr taugen als die Weisheit der Prohibitiven zuläßt. Es wäre mit der Rentabilität des minderwertigen Theaterbetriebs recht bald

vorbei, wenn Darsteller und Zuschauer reif wären, sich zu – – langweilen, wenn man ihnen Dinge vorstellt, vor- und dar-zustellen zumutet, die ihren besten Willen ungerührt lassen müßten! – – Die dramatische Kunst stellt Bewegung und Gegenbewegung seelischer Kräfte dar und kann auf den ‚Konflikt‘ nicht verzichten. Solche Vorliebe für das Problematische mag sie sühnen, indem sie die Einigung der Seelenkräfte gestaltet: dadurch allein gewinnt sie ihre innere Form und ihren Sinn als Kunst. Sie darbietet so ein Gleichnis, mehr: ein Vor-Bild dessen, was in der Seele geschieht und geschehen soll. Denn auch der Seele ‚Gegen-sätze‘ gilt es: nicht zu unterschlagen, sondern zu einigen. Immer ist die Einheit der Sinn des gegensätzlichen Geschehens. Auch des seelischen Geschehens Sinn ist die Formierung in der Einheit des ICH. Indem die Seele den Konflikt der ‚Vorstellungen‘ von der Bühne in sich aufnimmt, empfängt sie zugleich die Aufgabe, ihre eigene Form: das ICH aufs neue zu bewahren, indem sich selbst in den Gegensätzen verharrend bewahrt. – – „In unendlichfältiger Formung sende ich aus mir selbst unendlichfältige Kräfte in alle Erscheinungswelten und nur infolge ihrer Gegensätze vermögen sie zu wirken. – – ICH aber bin selbst aller dieser sich selbst entgegensetzenden Kräfte KRAFT und LEBEN, und in mir finden sie ihre Einigung, so sehr sie auch in der Erscheinung auseinanderstreben müssen . . . Wenn du den Willen in dir schaffen magst, der nichts Andres mehr will, als dich in mir, in deinem Allerinnersten zu deiner Vollendung zu führen! – – Du selbst wirst alles Widerstrebende in dir in steter Wechselwirkung also bannen, daß wohl die Kräfte in ihren Gegensätzen verharren, und dennoch eine heilige Einheit formen . . . Nur wenn du in Mir dich selber gefunden hast, kann dir dieses hohe Wunder gelingen!“ (Worte des Lebens S. 54/55.)⁹

*



*Der münsterische Kunstsammler Franz Kluxen besaß auch Werke von Edvard Munch.
Edvard Munch, Zwei weibliche Akte, 1903, Öl auf Leinwand*



Das Haus von Marlene Poelzig war ein herausragendes Beispiel der Architektur der Moderne und für die Emanzipation von Architektinnen im frühen 20. Jahrhundert



Abriss Haus Marlene Poelzig am 1. November 2021



Protestaktion am 2. November 2021



Rund 100 Menschen demonstrieren für den Erhalt des Haus Marlene Poelzig am 18.6.2021



Ewald Vetter, Dornenkrönung, 1954/74, Öl auf Jute

Ewald Vetter

von Rudolf Pfefferkorn

Ewald Vetter gehört zur Nachhut des deutschen Expressionismus. Unmittelbar nach Kriegsende 1945, bereits im Januar des Jahres 1946, zeigt das Haus am Waldsee seine Werke gemeinsam mit Zeichnungen, Plastiken und Druckgrafik von Käthe Kollwitz, die während der Wirren der letzten Kriegstage ums Leben gekommen war. Nach zwölf Jahren kunstfeindlicher Strömungen wurde hier eine Wiederbegegnung der Berliner mit echtem künstlerischen Schaffen wieder möglich. „Gesagt muß werden, daß die innige Freundschaft der beiden ausstellenden Künstler aus der gemeinsamen künstlerischen Aufgabe stammt: Die Not, das Leid der Zeit ins Überzeitliche zu gestalten, das persönliche Schicksal ins Überpersönliche zu erheben.“ Diese Worte kann man im Vorwort des Kataloges von 1946 lesen.

Ewald Vetter ist der Gestaltung des religiösen Themas und der Interpretation menschlicher Probleme in höchstem Maße verpflichtet. Das Werk des im Jahre 1894 in Elberfeld/Wuppertal geborenen Künstlers setzt kurz vor dem ersten Weltkrieg mit Bildnissen aus seiner nächsten Umgebung ein: Die Porträts haben noch einen realistisch-altmeisterlichen Zug. Dies wandelt sich schon nach dem Ende des Krieges: Damals erregte Grünewalds Isenheimer Altar die allgemeine Aufmerksamkeit und brachte ein erneutes Aufblühen expressionistischer Gestaltung mit sich. In dieser Zeit sieht man Ewald Vetter vor seiner Staffelei ein großformatiges dreiteiliges Bild schaffen (allein das Mittelbild hatte die Maße 2,50 m X 2,00 m), das 1945 in Dresden unterging.

Vetter ist ein Meister der Darstellung der menschlichen Physiognomie. Er beschränkt sich dabei nicht nur auf das Antlitz, dem er eindringlichstes Leben zu verleihen weiß, wie seine Porträts aus allen Schaffensepochen beweisen, sondern bezieht auch die Hände in diese Konzeption ein – sie sind

bei ihm Träger der geistigen Funktion im Bilde, sie strecken sich dem Betrachter entgegen, sie geben das Leitmotiv an für die Bildhandlung nicht zuletzt bei so wesentlichen Themen wie der „Kreuzigung“, vergeistigt, oftmals zartgliedrig und ebenso oft leidbestimmt. Veters Hände gleichen eher den zerbrechlichen und geschmeidigen Fingern eines Tilman Riemenschneider und weniger den titanischen Marmorgiganten Michelangelos. Veters Hände spiegeln Leid und Ängste, sie interpretieren die doppelschichtigen Vorgänge in der Psyche des Menschen und werden damit zu Dokumenten solcher Bewußtseinsprozesse.

Ist Ewald Vetter ein Pathetiker? Von Werner Fiedler stammen die Worte: „Mit sehr viel Pathos in den frühen Bildern, mit stummer verhaltener Leidenschaft in den späteren, die um so tiefer dringt und wirkt und erschüttert“ – wobei man berücksichtigen muß, daß diese Worte im Jahre 1946 geschrieben wurden, denen inzwischen fast drei Jahrzehnte weiterer Entwicklung des Künstlers gefolgt sind. Wenn man diesen Stil also ‚pathetisch‘ nennen soll, dann ist es doch zugleich Disziplin und ein gewisses ‚Unterstatement‘, das solches Pathos kontrolliert und es davor bewahrt, Sprache und Form allgemeinverbindlicher Aussage zu verlassen.

Ewald Vetter sagte in Rückerinnerung an die Jahre nach dem ersten Weltkrieg: „Zurückgekehrt stürzte ich mich in die Arbeit, versuchte durch Jahre hindurch diese Erlebnisse ins Bildhafte zu bringen. So entstand der große Altar (inzwischen in Dresden durch Bomben zerstört). Danach durch drei asketische Jahre die großformatigen vierzehn Kreuzwegstationen, die ich selbst später, bis auf ein Bild verbrannte. Es ging da um den Weg, nicht um die Bilder. Dann gelangen Reisen nach Italien, Frankreich und Norwegen. Ich sah die Großen dieser Länder: Giotto, Fra Angelico, Michelangelo, van Gogh bis Braque, Picasso und Munch . . . Wesentlich waren mir immer persönliche Begegnungen, die mir auch heute größte Beglückung und Kraftquelle für die Arbeit sind: Reinhold Schneider, Knut Hamsun, Max Planck und Thornton

Wilder. Heute geht es darum, in geistiger Freiheit die Bilder zu malen, die mir aufgetragen sind.“

Ewald Vetter gehorcht ausschließlich der inneren Stimme und der Verpflichtung, die menschlichen Probleme auf seine ureigene Art – eben mit den Mitteln der Malerei – verständlich und sichtbar zu machen. Niemals bleibt er auf einer einmal erreichten Stufe dieser langen Wanderung stehen – jede Schöpfung bedeutet ihm lediglich Voraussetzung für das Kommende. Ist ein Problem als solches gelöst, so wendet er sich sogleich der nächsten Entwicklungsphase zu: Solche Einstellung erklärt auch den Umstand, daß Vetter viele Bilder wieder vernichtet oder die Leinwand erneut übermalt hat.

Zu Veters frühesten noch heute erhaltenen Bildern gehört der „Heimkehrer 1918“ von 1927, in dem das spezifische Erlebnis des Wiederkehrens ausgedrückt ist. Der Farbauftrag ist dynamisch und fast diffus, und Vetter erweist sich hier als Künstler, der das „Chaotische“ zu meistern versteht. Die ausgestreckten Hände erscheinen als Träger des Gefühls, das sich mit weiter Skala des Empfindens auf die Vorstellung der Heimkehr richtet.

Aus dem Jahr 1930 hat sich ein „Selbstbildnis“ erhalten, das von einem äußerst starken Ausdruck der Palette lebt. Die Augen des Künstlers sind groß und fragend, die Farbskala beruht auf dem wirksamen Kontrast von Gelb und Violett. Das Bild ist von plakativer Wucht und formal sehr eindrucksvoll. Vetter gestaltete auch die Erscheinung des Menschen mit souveränen Mitteln: im Jahre 1930 fuhr er, von einer unbezähmbaren Sehnsucht getrieben, nach Norwegen, um das ‚einfache‘ Leben dort in unmittelbarer Verbindung zum Lande und zur Natur zu erfassen. Damals schuf er das Bild „Die Norwegenmutter“, das in seiner ersten Fassung im Jahre 1931 im Münchner Glaspalast verbrannte. Die zweite Fassung ist auf unsere Tage gekommen. Hier waltet ein Einfluß der Neuen Sachlichkeit, die die damalige Kunstszene beherrschte. Das Bild ist in große und klare Flächen gegliedert und hat fast etwas Bekenntnishafte an sich in dem Heranschreiten der

Mutter mit ihren einprägsamen Augen und dem weitausgreifenden Fuß. Das Werk ist eine der bedeutendsten Schöpfungen Ewald Vetters aus jener Zeit – es ist formal und farblich beruhigt, und das tragendes Motiv ist das in sich geschlossene Blau des Meeres, das den Begriff außerordentlicher Tiefe suggeriert. Dieses Blau dringt auch in die Struktur in der Zeichnung der Frau vor.

In den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges, als sich Vetter verbergen mußte, nimmt er das große Thema „Am Kreuz“ (1943) wieder auf, das bereits in seinem Altarwerk 1919/20 aufgeklungen war, ein grandioses Thema der Menschheit das bedeutende Meister vergangener Jahrhunderte immer erneut behandelt haben. Hier herrscht nun eine gedämpfte Palette vor, die das Hoffnungslose der Situation zum Ausdruck bringt. Ein zweites wesentliches Mittel zur Monumentalisierung der Szenerie ist der kühne Bildschnitt, der vom leidenden Christus nur den Ausschnitt des Hauptes, den Körper, die Oberschenkel und das Lententuch sehen läßt. Den einzigen Farbakzent tragen die beiden klagenden Frauen im Hintergrund mit ihrem roten Gewand. Der Betrachter gewahrt hier vor allem die dramatische Haltung der Frauen, von denen die vordere in unsäglichem Schmerz nach vorn gekrümmt ist.

In der Entwicklung des Lebenswerkes folgend nun die teils symbolischen Portätkompositionen: Der „Novalis“ von 1943 und der „Hölderlin“ von 1945. Es sind Portäts von großem inneren Format und gewaltiger Eindringlichkeit: Die Todesbezogenheit des Novalis nach dem frühen Hingang seiner Geliebten, die in dem Satz „Mein Tod soll Beweis meines Gefühls für das Höchste sein“ gipfelt, bestimmt mit diesem Bekenntnis die Wahl dieses Motivs für Ewald Vetter. Der Dichter der Nachtzeiten und Traumvisionen läßt seine makabre Existenz in jedem Zentimeter dieses Bildes verspüren, das große und faszinierende Auge ist dabei ein wesentlicher Akzent für Ewald Vetter, mit dem er diesen Ausdruck von Jenseitssehnsucht und Grabesluft erzeugt. Wenig später ent-

stand der „Hölderlin“, dessen Gestalt vor einer urwelthaften Landschaft aufragt, in grandioser Einsamkeit, auch er von dem Hauch des Makabren und der Infragestellung jeglichen Lebenssinnes umklammert, das Tragische sublimierend, das Element des Schicksalhaften durch die fast magische Haltung von Armen und Händen ahnen lassend. Die Form der Bildauffassung ist expressionistisch, die Palette entspricht eigenen Gesetzen und lebt sich vor allem in einem dunklen Hintergrund aus, der das Motiv der ragenden Gestalt in ihrer schicksalhaften Vereinsamung deutlich spürbar werden läßt. Das ist kein eigentliches Porträt mehr – es ist Dokumentation eines tragischen Lebens.

Zu diesen Schöpfungen treten jene Bildnisse, die Ewald Vetter nach Persönlichkeiten der Zeit geschaffen hat, mit denen er in unmittelbare Berührung kam: Dies sind der Dichter Reinhold Schneider, der Cellist Max Baldner und später Knut Hamsun. Der Künstler vermag sogar in einer Fassung des „Reinhold Schneider“ (1945) auf die Wiedergabe des Antlitzes zu verzichten: Schneider taucht das Antlitz in die geschlossene ‚Schale‘ der Hände ein, die den unsagbaren Schmerz interpretieren, den sein sensibles Gemüt durch die Roheiten der Zeit erleidet. Der „Cellist Max Baldner“ (1946) läßt das Virtuosenhafte verspüren, vor allem in den Händen, besonders in der Rechten, die den Bogen umgreift und voller Gefühl und Nachdruck den Bogen über die Seiten gleiten läßt. Knut Hamsun hat Ewald Vetter im Jahre 1940 kennengelernt, und er hat zwei Kohlezeichnungen geschaffen, die er dem Bilde von 1948 zugrundelegte. Dieses Werk spiegelt jene widersprüchliche Problematik, vor allem in dem Zerfaserten der Auffassung und der Malerei – ein Thema, mit dem sich auch die Bühnenliteratur in jüngster Zeit befaßt hat („Eiszeit“). Der streifenartige Hintergrund charakterisiert dieses Porträt mit den leuchtenden blauen Augen und den gespreizten Fingern als das Bildnis eines Mannes, dessen Einstellung und Handeln schwer deutbar und verständlich ist – nicht nur in den Augen des eigenen Volkes.

Erneut wendet sich der Künstler dem religiösen Stoff zu: „Die Stunde des Judas“ (1946/47), der er wenig später die „Stunde des Johannes“ folgen ließ, ist von ungeheurer Spannung. Die Mächte der Finsternis und des Verrates steigen herauf – das Bild ist von fast dämonischer und glühender Gewalt. Silhouettenhaft ragt Judas auf – neben ihm im Hintergrund Christus und zur Rechten die verzweiflungsvolle Geste des Johannes, der diesem Verrat nicht entgegenzuwirken vermag und zur Untätigkeit verdammt ist. Das Bild ist ebenso stark in seiner Farbwirkung: In der blaugrün getönten Kraft der Christusgestalt und zur Rechten in dem starken Rot im Gewand des Johannes.

Der „Letzte Herbsttag“ (1948) ist eine ‚hommage‘ an jene Jahreszeit, die nicht nur zu den eindrucksvollsten im Ablauf der Natur gehört, sondern auch im Leben des Menschen. Hier dominiert die Farbe gänzlich – ein Triumph der gelben und der orangefarbenen Töne. Im Lehnstuhl zur Rechten sitzt eine Frau mit großen Augen und loderndem blonden Haar – sie stützt sich auf die Stuhllehne und ist koloristisch in die Komposition durch ihr tiefblaues Kleid eingebunden, das dem gleichfarbigen Hintergrund entspricht.

Ewald Vetter hat viele Themen in zyklischer Folge behandelt und vielfach variiert, auch auf dem Gebiet der Landschaft. Dies gilt auch für seine Sonnenblumenbilder vom Ausgang der vierziger Jahre („Sonnenblumen im Mondlicht“, 1949, „Sonnenblumen mit Äpfeln“, 1948). Der beherrschende Akzent in solchen Kompositionen ist die verlaufende und zerfasernde Kraft in der Form der Blüten, die ihre Antwort in der kurvenden Gewalt des Mondes finden. In dem Bilde von 1948 schaffen die Äpfel mit ihrer geschlossenen Form im Vordergrund eine mehr beruhigte Note.

Und immer erneut tritt der Mensch in den Mittelpunkt von Veters Schöpfungen. Mit weitausgestreckten Armen legt sich „Der junge Mensch“ (1951) über den ockerfarbenen Tisch und hält zwischen den Händen ein intensiv grünfarbiges Maskenstück. Hier walten die Farben des Expressionismus: Grün,

Blau und Rot – wobei das Bild neben seinen koloristischen Reizen und der Wechselbeziehung zwischen dem roten und blauen Ärmel auch in ‚grafischer‘ Hinsicht durch eine energische Pinselführung besticht. Ein anderes Werk der Zeit „Der Maler und sein Modell“ (1952) ist ein oft behandeltes Motiv in der Geschichte der Kunst. Vetter baut das Thema auf klare Kontrastwirkung auf: Zunächst sieht er das ‚rahmende‘ Element der Erscheinung des schöpferischen Menschen, seinen Kopf, seinen Arm und die Hand – jenen Weg also, den die Intuition von der Inspiration bis zum Realisieren nimmt. Und noch einmal beansprucht der Künstler die Aufmerksamkeit des Betrachters durch die Hand des Malers am rechten Bildrand; dazwischen erblickt man fast entrückt die Gestalt des Modells in seinem roten Kleid vor dem grünen Hintergrund.

Eine Rückprojizierung der beängstigenden Erfahrungen aus den Zeiten der Diktatur stellt die „Frau am Meer“ (1952) dar. Die Frau besitzt in ihrem weiten Mantel etwas von barlackerhafter Stimmung. Halb verschreckt schreitet sie am Ufer der ewigen Meeres daher, die peitschende Gewalt der Fluten erscheint in grüner Tönung, während die Frau in violetter Gewand an jener Grenzscheide der Welten, zwischen Wasser und Land, dahineilt, ohne eine sichere Zuflucht aus Not und Bedrängnis finden zu können. Dieses Bild läßt die Furcht aus jener Zeit nachempfinden, die bei der Entstehung des Werkes noch nicht einmal ein Jahrzehnt zurücklag. Die Aussage der Farbe entspricht der Wesenhaftigkeit der formalen Komposition. Und im „Trauernden Johannes“ (1952) spiegelt sich das menschlich-religiöse Erlebnis, das selbst auf kleinem Bildformat eindringlich bleibt. Die Pinselstiche wirken wie improvisiert, und auch hier herrscht die typische Farbskala des Expressionismus vor.

Zum Oeuvre Ewald Veters gehören ebenso Landschaften und Stilleben wie die Interpretation des religiösen und menschlichen Erlebnisses. In der „Kapuzinerkresse“ (1954) wird das Bild durch einen Reigen von Blättern und Blüten dynamisiert, daß es von Kontrasten und bewegten

Formen so überquillt. Auch das Thema „Hiddensee“ (wie später die Motive aus der Normandie, dem Tessin, aus Sylt, der Romantischen Straße und dem Oberjochgebiet) hat Vetter in zyklischer Dichte behandelt. Man bemerkt jedoch, daß die Konzeption in den Hiddensee-Bildern der fünfziger Jahre immer großflächiger und vereinfachender wird und fast bis zur ‚Formel‘ vorstößt. So kennzeichnet ein großer Bogen die Küstenlinie (Hiddensee-Bucht, 1953), einige Fischer ziehen ein Boot ans Ufer: Hier erhebt sich die große und einfache Sprache des Landes in dem wirkungsvollen Kontrast zur flammendgelben Kraft der Farbe am unteren Teil des Himmels.

Einen Akzent in der Entwicklung des religiösen Themas im Werke Veters bildet die „Dornenkrönung“ von 1954. Das gemarterte und doch fast stille Antlitz des Heilands, das von der Farbe des Leidens, einem magischen Grün, lebt, steht in hartem Kontrast zu den roten Händen der Peiniger, die ein brutales Rot aufweisen und ihm die Dornenkrone ins Antlitz drücken.

Nun wird die Folge der religiösen Werke immer dichter. „Patmos“ (1958) zeigt den Apokalyptiker Johannes auf der Insel: Die Haltung der Evangelisten ist dynamisch, und das Rot des Gewandes verstärkt noch seine innerlich aufgewühlte Haltung. Die Wirkung des Bildes beruht nicht zuletzt auf der Spannung der Armhaltung, die die Komposition in ihrer ganzen Breite durchzieht. Ewald Vetter scheut jedoch selbst das riesenhafte Format nicht („Unter dem Kreuz“, 1958). Christus ist vom rechten Bildrand überschritten und greift zugleich mit dem Arm über das Ganze hinweg. Darunter erblickt man die betroffene, klagende oder zweifelnde Menschheit – die Hände dieser Gruppe wirken wie Leitmotive in diesem Bild, und der fast an Grünewald gemahnende Arm des Gekreuzigten übertönt das Ganze wie eine Fanfare. Hier flammen starke Farben auf, vor allem Blau und Rot.

In den sechziger Jahren entwickelte sich Veters Stil gegenüber der vereinfachenden Malerei wieder zum formal Greifbaren hin. Dies macht sich besonders in den Landschaft-

ten aus der Normandie geltend („Boote bei Ebbe“, 1960). Die am Strand lagernden Botte sind in ihrer materiellen Substanz gut erfaßt und bekunden ebenso die Rückkehr zu gegenständlicher Exaktheit wie die Schilderung und Beobachtung des Menschen („Boote mit Fischern“, 1961). Hier ereignet sich das Leben im Hafen mit der Mole im Hintergrund, mit den Masten und Tauen, kurzum das Treiben mit seiner typischen Atmosphäre in jener ergreifenden Landschaft.

Aufgrund der Skizzen aus dem Jahre 1930 entstand Ende der sechziger Jahre eine Gruppe von Norwegenbildern („Klippfischfelsen“, 1968), in denen ein Gegeneinanderwirken von horizontalen und vertikalen Kompositionselementen hervortritt. Die Wirkung des blauen Bandes des tiefgefärbten Meeres wird durch die vertikal aufstrebende Kraft des blaßroten Hauses am Strand gesteigert; dieselben Farben und Häuserfronten herrschen auch im „Fischerhafen III“ vor. Überall spürt man die Liebe und Verehrung, die Ewald Vetter für diese Landschaft empfindet.

Im Stilleben ist diese Entwicklung vergleichbar. In der Komposition „Karfreitag“ (1960) sind Tassen, Kannen, das gebackene und fast duftende Brot und der Eierbecher im Vordergrund sicher geformt, ebenso in den „Quitten“ (1960) mit der klaren Ausprägung der Schale, der eigenwilligen Formung der Krüge und und vor allem in der Interpretation des Farbigen in den teils aufgeschnittenen Früchten in der Schale. Zu den zeitlich spätesten Bildern zählen die Blumenstücke „Iris im Seerosenteich“ (1973) und „Im Irisgarten“ (1974): Hier überrascht das gewaltige Format der Blüten, die Leuchtkraft und Intensität des Formalen und die Wirksamkeit der strukturellen Bildelemente, die zu Ewald Veters typischen künstlerischen Merkmalen gehören, die er in mehr als einem halben Jahrhundert schöpferischer Tätigkeit konsequent unter Beweis gestellt hat.

*Ausstellung Ewald Vetter, Walther-Rathenau Saal Rathaus-Wedding (Altbau)
Berlin 65, Müllerstraße 146/147, 7.10. – 11.11.75, Kunstamt Wedding*



Ewald Vetter, Die Norwegenmutter, 1931, Öl auf Leinwand

Neue Bilder von Ewald Vetter

von A. F.

Die letzte Reise Ewald Veters führte ihn nach Norwegen. Von dort hat er jene Gemälde mitgebracht, die auf der Mannheimer Kollektivschau seines Schaffens (Mannheimer Kunstverein, Herbst 1930) so viel bemerkt worden sind. Menschen im Zusammenhang mit einer großen, ungebändigten Natur, mit Meer und Urgestein in ein hartes Leben verflochten und sich darin bewährend – das sind Veters Motive. Er sieht fast zwanghaft „symbolisch“. Das heißt: er sieht Bedeutung. Diese norwegische Mutter, die mit ihrem Kind vom Meeresufer landeinwärts wandert, die tiefblauen Wogengebirge der stürmenden See im Hintergrund, ist nicht eine einzelne Person. Sie ist der von Naturgewalten hart geschmiedete Mensch, der sich in einem heroischen Schicksal behauptet. Und zugleich lebt sie, schon hart geworden, dem Kinde seine künftige Menschenform deutlich vor, während sie es noch pflegt und hütet. Die Gruppe dieser zwei Gestalten, die ewigen Dinge im Hintergrund, führt den Blick weit hinaus, nicht nur in die Ferne des Ozeans, sondern auch in die unabsehbare Folge der Generationen, durch die sie nicht nur das Leben, sondern auch der feste Blick der Augen, das Anpacken der rauhen Fäuste, die Lebenstapferkeit und die rüstige Selbstbehauptung fortgeerbt hat und forterben wird. In seinem „Reisstagebuch“ hat der Künstler über die Menschen dieser Zonen geschrieben: „Ein Ausdruck ist in ihren Gesichtern, der mich nicht mehr losläßt: ihr Blick geht immer weit über die Menschen hinweg. In der Nacht war eine Stunde, da ich ganz klar in mir empfinden und schauen durfte, was für einen kostbaren Schatz diese Fischer in sich tragen: nichts gibt es, das sie je beeinflussen könnte. Sie brauchen nichts und äußerlich haben sie auch nichts – und besitzen doch alles in sich.“ Diese innere Fülle, die aus der Zusammenstimmung der Menschen mit einer gewaltigen Natur stammt – sie ist es, die Vetter im-

mer wieder zu malen unternimmt. Man fühlt in seinen Bildern ein weiches, ansprechbares Gemüt, eine Seele, die mit großen Augen hinausdüstet in die Welt der Natur und des großen Geschehens und mit ergriffenen Worten von ihrem Erlebnis berichtet.

Deutsche Kunst und Dekoration: illustr. Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst u. künstlerisches Frauen-Arbeiten – S. 324, XXXIV. Jahrgang, Oktober 1930, Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt



Ewald Vetter, Trennung, 1933, Öl auf Leinwand

Zwölf Jahre im Spiegel der Kunst

Edwin Redslob zur Eröffnung der
Ausstellung im Kulturhaus Zehlendorf

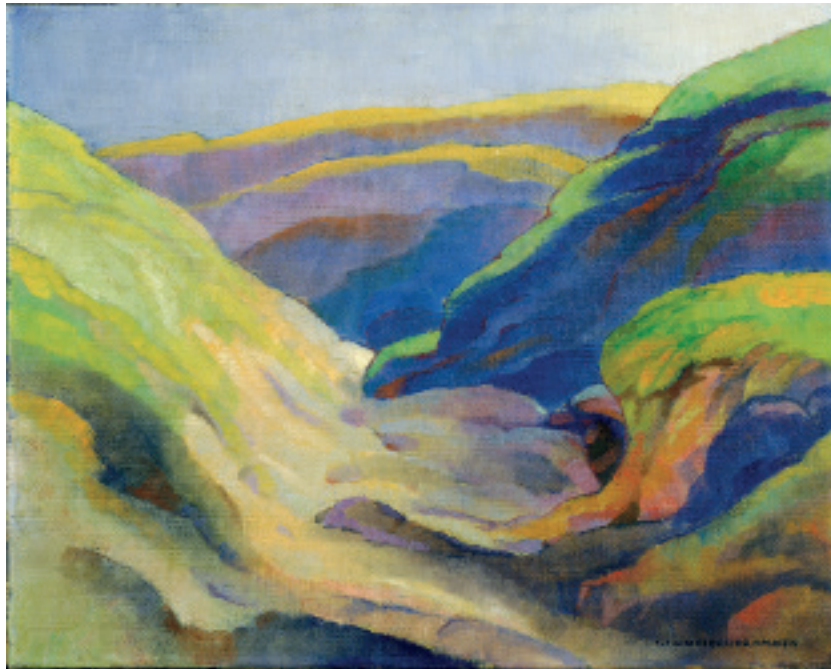
Der Bezirk Zehlendorf eröffnet am Sonntag sein Kulturhaus. An der Argentinischen Allee, nahe dem Bahnhof Krumme Lanke, gelegen, wird es die Internationale Musikhochschule aufnehmen und somit auch Paul Hindemith eine Arbeitsstätte bereiten. Außerdem hat es die Initiative des Bürgermeisters Dr. Wittgenstein für das Kulturamt seines Bezirks und für Ausstellungen vorgesehen.

Wir sahen die Vorbereitungen und erlebten einen unvergeßlichen Augenblick: der Leiter der ersten Kunstschau, die hier veranstaltet wird, der Maler Ewald Vetter, umgeben von Werken seiner eigenen Hand, packt das Hauptstück der für Käthe Kollwitz bestimmten Räume aus. Es ist die Plastik eines in beide Hände sich verhüllenden Frauenantlitzes, genannt „Die Klage“. Die Sprache des Ewigen klingt auf und ist die Sprache der Menschlichkeit, erhoben über alles Trennende, erschütternd in ihrer Einfachheit und ihrer Größe. Um dieses Werkes willen lohnt die Wallfahrt zum Zehlendorfer Kulturhaus, denn solches Schaffen entsüht ein ganzes Volk.

Eine Fülle von Graphiken der großen Künstlerin wird das Gedächtnis an sie lebendig erhalten. Ewald Vetter, dessen Kunst die übrigen Räume gewidmet sind, war ihr Freund, das von ihm gezeichnete Bild der Verstorbenen empfängt den Besucher im Vorraum. Veters eigenes Schaffen ist eine Auseinandersetzung mit der Not der Zeit, die zwölf Jahre des Leides und der Scham umfaßt. Diese Bilder erklären viel, wollen wohl auch selbst mitunter Erklärung. Als Vorspiel wirkt das Bild „Heimkehr“ aus dem Jahre 1918. So strecken die Deutschen auch heute die Hände aus, verlangend nach Arbeit, nach Barmherzigkeit und Gnade. „Arbeitslos 1932“: Hände, die nichts zu tun haben und auf den Stock wie auf

eine Krücke sich stützen. Das Bild ist für den Meister kennzeichnend, der wie kaum einer die seelische Sprache der Hände erfaßt. Ergreifend ist die Hand der Maria auf der „Pietà“, dieses Bild erscheint als Altar für die Opfer des Krieges, im Aufbau der Ausstellung entspricht sie der „Klage“ der Käthe Kollwitz. Wir erleben auch die Auseinandersetzung des Malers mit Musik und Dichtung. Die Darstellung Hölderlins wird gewagt. Wir schauen Farbe, die durchglüht ist von seelischer Erregung, bis zum Himmel der „Kreuzigungsgruppe“. Das „Selbstbildnis 1945“ beschließt die Reihe. Der Weg der Passion hat das letzte Ziel erreicht, der Dargestellte ist von Licht umflossen, ein Gefühl der Hoffnung bewegt uns, das Erlebnis des einzelnen wird zum Trost für die Gesamtheit.

Tagesspiegel vom 6.1.1946, S. 5



Joseph Schneiderfranken, Griechische Grashänge, Öl auf Leinwand

Nachlese

Brauchen wir eine neue Religion?

Auszug von Bô Yin Râ

(...) Ich sehe Bestrebungen in dieser Zeit am Werke, die zwar von den edelsten Motiven her geleitet sein mögen, deren Auswirkung mir aber gerade für das deutsche Volk verhängnisvoll zu sein scheint; und es wird mir die Pflicht, von meiner durch keinerlei konfessionelle Bindung bedingten seelischen Einschau her vor einer Gefahr zu warnen, die viele bedroht.

Die Welle geistiger Erneuerung, die schon lange vor dem Kriege einzelne Schichten des deutschen Volkes ergriffen hatte, wächst zusehends zu einer mächtigen Woge an, von der sich nun auch gar manche tragen lassen, die vorher in den stagnierenden Wassern religiöser Gleichgültigkeit ihr Behagen fanden.

Die aufrüttelnden Erlebnisse des Krieges, das unsägliche Leid und die äußere Not der Kriegsjahre, die ja im Grunde trotz aller „Friedens“-Verträge noch nicht beendet sind, mögen immerhin das Ihrige dazu beigetragen haben, daß die Seelen sich mehr und mehr auf Inneres und Allerinnerstes besinnen; aber es wäre doch eine arge Täuschung, wollte man alles Streben nach religiöser Vertiefung lediglich aus diesen Momenten heraus erklärbar finden und somit allem Suchen nach geistigen Gütern in dieser Zeit eine nur vorübergehende Bedeutung zuerkennen. (...)

Historische und philologische Kritik wurden, als die ungeeignetsten Instrumente, angesetzt, um einen Boden zu unterwühlen, der nur mit den subtilen, seismographisch empfindsamen Organen der Seele untersucht werden darf, will man seine überzeitlichen Quelladern finden, die wahrlich tiefer liegen als die lose Krume, die oft gutgläubiger wissenschaftlicher Forschungseifer zu untersuchen vermag.

Nun steht man verwirrt auf dem an mancher Stelle

arg verwüsteten Lande, das einst der Seele blühender Garten war, und wagt es fast nicht mehr, daran zu glauben, daß neues Leben ihm entsproßen könne.

Zugleich aber finden sich eilfertig gar manche Karrenführer ein, die Erdreich aus fremden Zonen bringen mit der oft durchaus ehrlich gemeinten Versicherung, daß erst diese fremde Erde den Garten der Seele wieder zum Gedeihen fördere.

Sie ahnen ja selbst nicht, das ihre Erdkrume, die sie von fernher holten, an ihrem Ursprungsort nur deshalb fruchtbar war, weil sie aus den gleichen tiefen Quelladern ihre Kraft empfing, aus der auch die Blumen der Seele ihre Nahrung sogen, die aus dem Boden sproßten, den sie jetzt verschütten möchten.

Diese allem seelischen Leben gemeinsamen Quelladern gilt es aufzusuchen, wenn man wahrhaft zu einer Verwurzelung mit dem ewigen Seinsgrund gelangen will, . . .

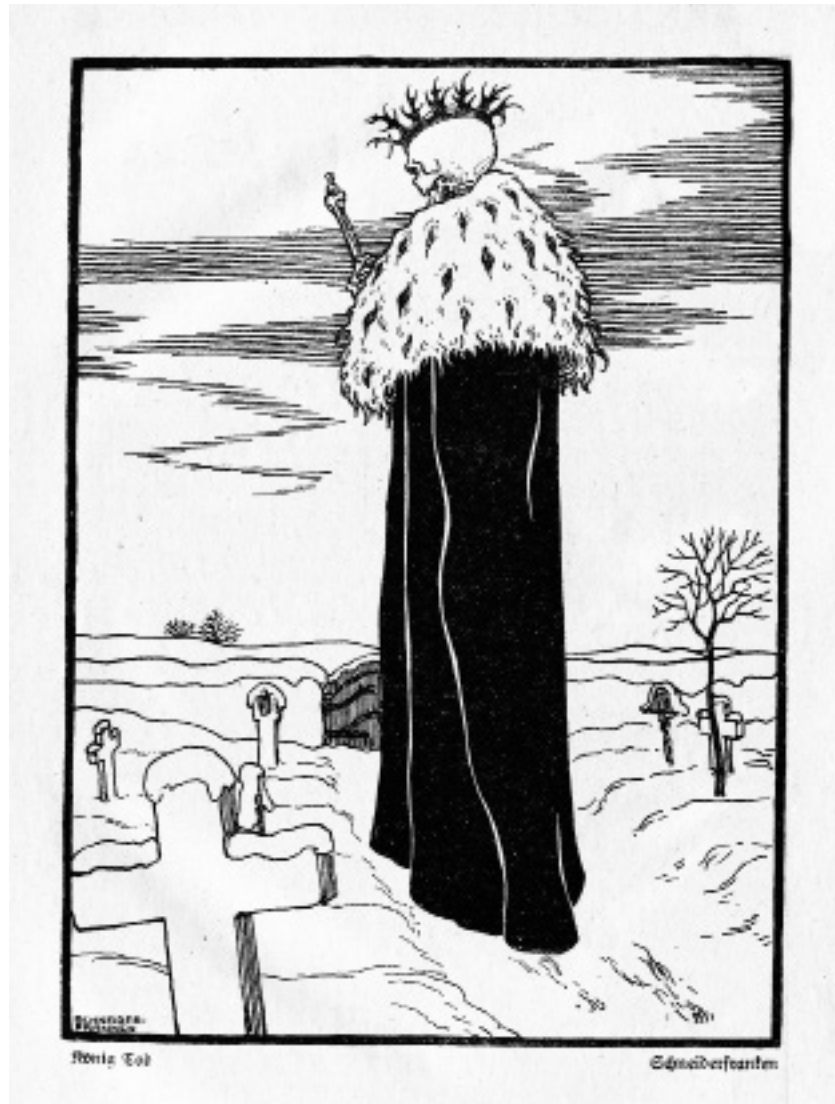
Der Türmer, Januar 1922, S. 16-19, 24. Jahrg., Heft 4

*

Das Buch vom Jenseits

1921 besprochene Schrift in *Der Türmer*

(...) Und greift man vollends zu einem der Bücher von Bô Yin Râ, etwa zu seinem „Buch vom Jenseits“ (München 1920, Verlag der Weißen Bücher), so sind wir mitten in einer übersinnlichen, ja seherischen Betrachtungsform angelangt, wobei die Tatsache der Unsterblichkeit unserer Seele als etwas ganz Selbstverständliches vorausgesetzt ist. Der Verfasser geht auf den äußeren Vorgang des Todes in keiner Weise ein, sondern knüpft etwa dort an, wo der Wiener Fachmann Rothnagel in seiner oben genannten Rektoratsrede geendet



Joseph Schneiderfranken, König Tod, Druckgrafik, Der Türmer, Oktober 1922

hat. Er will seinen Leser ermutigen und befähigen die „Kunst des Sterbens zu lernen“ und sich und die jenseitigen Aufgaben vorzubereiten, „wo eine liebevolle hohe Schulung ihn erwartet, die ihn aufwärts führt“. Dabei kommt er zu folgendem Endergebnis, indem er gleichsam wie ein Meister und Wissender von der anderen Seite her spricht: „Du sollst aber keineswegs glauben, du müßtest nun auf der Erde das ängstliche, stets um sein Seelenheil besorgte Leben eines Heiligen führen. Ein Leben treuer Pflichterfüllung, voll Liebe zu allem Lebenden, voll Streben nach allem Guten und Schönen, nach Ordnung in deinem Willenshaushalt und nach Veredelung deiner Freuden, ein Leben voll fröhlichen Glaubens an die endgültige Erfüllung deiner höchsten und geläuterten Sehnsucht, wird hier für dich das beste Leben sein, besonders wenn du gleichzeitig bestrebt bist, das zu lernen, was ich hier die Kunst zu sterben nannte.“

Es erinnert an Nothnagel, geht jedoch über ihn und Schleich erheblich hinaus, wenn wir da lesen: „Ist der Sterbende auch bis zum letzten Atemzuge vollbewußt, so tritt dennoch im Augenblick des Sterbens eine Art Schlummer für ihn ein, aus dem er erst erwacht, wenn das äußere Sterben bereits vollzogen ist. Im Augenblick dieses Erwachens, das einige Sekunden, Minuten nach dem äußerlich konstatierbaren ‚Tode‘ erfolgt, findet er sich bereits in seinem geistigen Organismus auf der geistigen Seite der Welt. . . ., ist also weit entfernt davon, sich für ‚gestorben‘ zu halten, denn er befindet sich selbstbewusst, wollend und wahrnehmungsfähig.“

*Der Türmer, Monatschrift für Gemüt und Geist März,
1921, Heft 6, S. 415 f., 23. Jahrgang,
in: Das Rätsel des Todes, Türmer-Verlag, Stuttgart*

*



Joseph Schneiderfranken, Der Kenner, Druckgrafik, Der Türmer, Januar 1923



Bô Yin Râ, Golf von Itea (1), Öl auf Leinwand



Bô Yin Râ, Golf von Itea (2), Öl auf Leinwand

Türmers Tagebuch

in der Türmer von Januar 1923

Ich lese eben das neueste Büchlein von Meister Bô Yin Râ „Das Buch der Liebe“ (München, Verlag der Weißen Bücher), das mit folgenden Sätzen beginnt: „In einer Zeit, in der des Hasses schlammdurchwühlende Welle aller Menschheit Fluren schänden, soll dieses Buch dir von der L i e b e reden! Du, der sich selbst erleben will, sollt hier die höchste F r e i - h e i t finden! Die Freiheit, die du brauchst, wie deine Lungen Luft zum Atmen brauchen, kann dir nur die Liebe geben, und ohne Liebe stirbt in dir der Lebenskeim, aus dem du dir erstein sollst zu einem Wachstum, das in sich kein Ende kennt. Hier wird die Rede sein von einer Kraft, die alle Kräfte dieser Erde m e i s t e r t – von einer Kraft, die nur die wenigsten in sich erleben, da sie zwar vieles kennen, was sie ‚Liebe‘ nennen, jedoch zu leicht befriedigt sich begnügen, ohne ihre tiefste Tiefe zu ergründen . . . Wüßte man, was die Liebe in Wahrheit ist, dann hätte längst das Antlitz dieser Erde sich gewandelt.“

Auch dieser Weise betont, daß schöpferische Liebe in unserem erlauchten Sinne weder Gemütlichkeit noch Süßlichkeit ist, sondern verwandt mit „Freiheit“ und mit „Kraft“, eine den ganzen Menschen durchflutende K r a f t der H a r m o n i s i e r u n g. Wann wird dies von den Besten in Deutschland erkannt werden? Dann wird das törrichte Gerede, daß wir nächstens mit Sowjet-Rußland zusammen Frankreich schlagen werden, unmöglich sein; dann wird Hetze von rechts oder links machtlos am b e s t i m m e n d e n Teil des Volkes abprallen: dann hat Deutschland den Weg zur S e l b s t b e s t i m m u n g gefunden, die weder Pazifismus noch Machtpolitik ist, sondern Goethes „w e i s e B e - s c h r ä n k u n g“ auf das E r r e i c h b a r e.

*Der Türmer, Monatschrift für Gemüt und Geist, 25. Jahrgang, Januar 1923,
Heft 4, S. 277, Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer, Stuttgart*

Trost für Hinterbliebende

zitiert aus einem Brief des Bô Yin Râ von Rolf Schott

Echte, tiefe Empfindung ist sich sehr wohl bewußt, daß dieses Leidgefühl nach dem Heimgang eines geliebten Menschen, uns selber, gilt und nicht etwa ihm. Wir aber haben allen Grund zur Trauer, denn in der Daseinssphäre, die gegenwärtig der Schauplatz unseres Selbstempfindens ist, fehlt plötzlich ein warmes Licht, an dessen Strahlen wir uns wieder beglücken konnten - einer Stimme Klang ist verhallt, die wir immer noch zu hören meinen, ein Wesen ist ungreifbar geworden, dessen Berührungen uns wohlgetan hatten - kurz, es ist tatsächlich etwas aus unserem geistigen bewußten Leben hinausgegangen, das allmählich sich mit unserem Fühlen so vereinigt erwiesen hatte, als könne es auch nur mit diesem Fühlen für uns entschwinden. Nun steht das Fühlen allein da. Aber es ist auch so, daß jedes neue Erleben dieses Zustandes von allen früheren Erleben verschieden ist und stets neue Kräfte dadurch ans Licht gebracht werden. Je weniger wir uns in solchen Zeiten der Trauer und Wehmut zu erwehren suchen, je tiefer und intensiver wir alles das in uns empfinden, was gerade in solchen Zeiten in uns auftaucht, desto mehr geistige Kraftvermehrung wird uns geschenkt, desto tiefer, sicherer und echter ist auch nachher der Trost, der uns aufrichtet...

Auch sehen wir uns selten so klar und losgelöst von innen her, als wenn wir alles auftauchen sehen, was uns mit einem nun verschwundenen geliebten Menschen einst verband...

Wie groß und verklärt steht dann auch jedes gute Wort vor uns, durch das wir dem Verschwundenen einst auch nur ein frohes Lächeln gaben. Wir lernen werten in solcher Trauer! Wir wachsen durch die Fähigkeit, nun selbst die Dinge so zu sehen, wie wir sie sehen würden, wären wir selbst schon diesen Weg gegangen, den jene, die wir unserthalben betrauern, vor uns gingen. Es wird sich gerade aus der Intensität des Fühlens um so stärker auch das Bewußtsein einstellen, daß ein

geistiges Band existiert, durch das die im reinen Geiste Lebenden uns Irdischen nahe sind wie unser eigenes Geistiges, ja, daß sie in und mit uns das erleben, was ihnen ihrer Geistgestaltung nach entrückt sein müßte, hätten sie uns nicht...

Die Menschen stellen sich im allgemeinen das Weiterleben ihrer Lieben in einer Form vor, die ... irreführende Kritik erweckt. Die geistige Wirklichkeit ist aber viel natürlicher, denn sie gründet sich auf das unvergleichlich innigere Zusammenleben der seelischen Aufnahmeorgane. So ist in Wahrheit der Heimgegangene ... Euch ... jetzt viel näher, als er es jemals im irdisch-körperlich geformten Leben hätte sein können...

Das geistige Aufsteigen der Seele, das bei den allermeisten Menschen nur nach dem Ablegen der körperlichen Erscheinung vor sich gehen kann, findet keineswegs in einem erträumten Wolkenkuckucksheim statt, sondern braucht die nahe Empfindungsverbindung mit dem früher irdisch Empfundene viel zu sehr, als daß einige Daseinszeiten noch in irdischer Form Lebender jemals auszureichen vermöchten, um zu der gesuchten Vollkommenheit im Verstehen des ehemals ebenfalls irdisch Durchlebten führen zu können. Ihr dürft Euch also den Heimgegangenen ebenso als um Euch in der Empfindung lebend vorstellen, wie alle Anderen uns früher nur im Irdischen Nahen. Sie Alle sind noch geistig am gleichen Ort und brauchen nach wie vor das Mitleben mit den von ihnen Geliebten. (1942)

Rolf Schott, Bô Yin Rá - Leben und Werk, S. 183-185

*

Wiederverkörperung

Buchauszug von Franz Graefe

Aber hören wir noch die beiden größten Mystiker des europäischen Kulturraumes, von denen wir dank ihres Werkes sicher wissen, daß sie sich in ihrem Selbst wiedergefunden hatten und mit ihrem Gott vereint waren:

Jacob Böhme und Joseph Schneiderfranken (Bô Yin Râ). Jener verneint ausdrücklich die allgemeine Wiederverkörperung und Bô Yin Râ lehrt, daß Wiederverkörperung auf Erden nur in den vorher angegeben Fällen möglich und notwendig sei.

Und die Wiedererinnerungsfälle erklärt er so: die Seelenkräfte, die ein Mensch während seines Lebens seinem Selbst nicht zu vereinen verstünde, lösten sich bei seinem Tode wieder von ihm, gingen auf Verwandte und Gleichgertete über und könnten unter Umständen ihre Geschichte dem neuen Besitzer preisgeben.

Diese Lehre ist von der hier vorgetragenen nur wenig verschieden; denn die Geschichte der Seelenkräfte ist immer auch Geschichte des erlebenden Organes und damit körpereigen. Nur, wenn es Fälle gäbe, wo noch keine Vererbung hat stattfinden können, wäre die Lehre des Weisen vorzuziehen.

Bei keiner der beiden Betrachtungsweisen aber – und darauf kommt es an – spielt das Selbst eine Rolle.

Die Lehre von der allgemeinen Wiederverkörperung ist also unhaltbar.

Interessant wäre noch zu erkunden, wie, wann und unter welchen Bedingungen Wiedererinnerung stattfindet.

Antwort: die okkulte Wiedererinnerungskraft wird aktiv im Menschen und weckt im Erbgut oder in der Geschichte der Seelenkräfte jene Strecken der Vergangenheit, die den Tendenzen und Impulsen entsprechen, die der Erlebende zur Zeit verfolgt. Und kommt noch ein auslösendes verwandtes

Ereignis hinzu, dann begibt es sich: das Gleichgertete,
schon einmal Gehabte wird wieder wahr!

Im Übrigen ist die Frage, ob die Wiederverkörperung ein Gesetz ist oder nicht, für das Menschenleben von untergeordneter Bedeutung. Ob einer glaubt, seine karmischen Schicksale seien die Folgen seines Verhaltens im Niedergang aus früherer Gottverbundenheit ist unwesentlich, wenn man von dem Gedankenwerk absieht, das die Anhänger der Wiederverkörperungslehre zu ihrer Vergewisserung gewoben hat.

*Schicksal und Selbstbefreiung, Handbuch für schöpferisches Leben,
S. 62 f., Verlag Schikowski, Berlin, 1962*

*

Lebensmeister

von Werner Neumann

Bô Yin Râ, der Lebensmeister
aus hohem Leuchten uns gesandt,
offenbart dem Abendlande,
dargestellt in deutscher Sprache,
die Geist-Botschaft – das Gnadenband:
Weggeleit dem Erdenmenschen!
Was uns des Lichtes Kändler schenkt,
müssen wir uns erst erwirken,
um die Botschaft zu erfassen,
die uns zum Tor des Lebens führt;
und dorthin, wo die Liebe wohnt . . .
Wen die Jahrtausend-Botschaft stört,
die Frohe Botschaft, tief enthüllt,
entzieht sich selbst des Segens Kraft,
die den Wollenden beflügelt.

*Vom Weg zum bewussten Leben, Blickpunkte, im Gedenken an den frommen
Geisteskändler Jacob Böhme und den religiösen Barockdichter Angelus Silesius.
S. 199 (181) Verlag Haag + Herchen GmbH, Hanau, 2021*

Schluss mit Maag Kühle Berichte aus warmen Gegenden

Heimkehr

Wochenlang kein deutschsprachiger Laut. — Denn welcher Narr geht im Hochsommer nach Sizilien? — Aber auch in Rom nicht, noch in Levanto dem entzückenden, gar nicht internationalen Riviera-Bad. Bis Genua kein deutsches Wort. Was wird der erste Eindruck bei Wiederkehr der Muttersprache sein? Am Bahnsoffbuffet in Genua ertönt es neben mir aus dem Mund einer jungen Dame zu ihrem offenkundig in herzlicher Zuneigung verbundenen Reisebegleiter: „Wir müssen dann mal abrechnen, an der Bahnsteigkarte beteilige ich mich auch mit 50 Prozent!“ — Zu sofortiger Umkehr langte weder Zeit noch Geld, und so überfiel mich dergestalt mit Ungestüm, das so oft von großen und kleinen Dichtern, vor allem von kleinen, geschilderte Glücksgefühl: Wieder daheim!

*„Die gepanzerte Nachtigall oder Wir wollen dennoch singen“
S. 131 f., Verlag der National-Zeitung A. G., Basel, 1928*

*

Anmerkungen und Quellen

Göttliche Weiheit - Die Blume des Lichts aus dem Herzen Gottes

- 79 Jakob Böhme, 3 P 15, 14
80 Jakob Böhme, 3 P, 10, 8.
81 Jakob Böhme, 3 P, 10, 9.
82 Jakob Böhme, 3 P, 15, 14.
83 Jakob Böhme, 3 P, 15, 15.
84 Jakob Böhme, Cl 19.
85 Jakob Böhme, St I, 36.
86 Jakob Böhme, 3 FL 6, 68.
87 Vgl. Jakob Böhme, Sr 4, 31.
88 Vgl. Ernst Benz, Der vollkommene Mensch nach Jacob Boehme, Stuttgart 1937; Ders., Adam, der Mythus vom Urmenschen, München 1955.
89 Vgl. Jakob Böhme, Sr 4, 31.
90 Jakob Böhme, 3 P 21, 11.
91 Jakob Böhme, 3 P 10, 11.
92 Jakob Böhme, Mr, Vorrede 96.
93 Jakob Böhme, Gw 5, 35.
94 Jakob Böhme, Mm 23, 45.
95 Damit wird ein Zustand bezeichnet, in dem die Prinzipien ihre Wirksamkeit im rechten Verhältnis zueinander zum Ausdruck bringen.
96 Jakob Böhme, Mm 18, 7 f.
97 Jakob Böhme, Mm 18, 12 f.
98 Jakob Böhme, Mw, 1, 4, 7.
99 Jakob Böhme, Mm 18, 28.
100 Jakob Böhme, Mm 41, 24.
101 Jakob Böhme, 3 P 14, 34.
102 Jakob Böhme, 3 P 13, 2.
103 Jakob Böhme, Gw 6, 49.
104 Jakob Böhme, Gw 7, 6.
105 Jakob Böhme, Gw 7, 9.
106 Jakob Böhme, 40 Fr 8, 5.
107 Jakob Böhme, Gw 7, 16. Vgl. Gen 3, 15.
108 Jakob Böhme, Gw 7, 33 f.
109 Jakob Böhme, Gw 8, 91.

- 110 Jakob Böhme, 3 P 22, 41. Vgl. auch Lk 1, 35.
- 111 Jakob Böhme, 3 P, 22, 42.
- 112 Jakob Böhme, Mm 56, 20 f.
- 113 Jakob Böhme, Mm 50, 48.
- 114 Jakob Böhme Mw 1, 2, 6.
- 115 Jakob Böhme, Sr 11, 43 f.
- 116 Jakob Böhme, Sr 11, 44 f.
- 117 Jakob Böhme, Gw 8, 102 f.
- 118 Jakob Böhme, Gw 8, 103.
- 119 Jakob Böhme, Mm 67, 69.
- 120 Jakob Böhme, Mw 1, 11, 8.
- 121 Jakob Böhme, Mm 39, 8.
- 122 Jakob Böhme, Mw 1, 11, 6.
- 123 Jakob Böhme, Gw 11, 43.
- 124 Vgl. die Adam-Christus-Typologie bei Paulus in 1 Kor 15, 21; 45-49 und Röm 5, 12-21. Hintergrund dieser Typologie ist möglicherweise ein gnostischer Anthropos-Mythos, siehe Rudolf Bultmann, *Theologie des Neuen Testaments*, Tübingen 1984, S. 178.
- 125 Darauf verweist Hans Grunsky, *Jacob Boehme*, Stuttgart 1956, S. 280. Vgl. auch Ders., *Von den weltweiten Zusammenhängen der Parsival-Sage*, in: *Parsival-Programmheft der Bayreuther Festspiele 1954*, S. 7-14. Vgl. auch Richard Reitzenstein und Hans Heinrich Schaeder, *Studien zum antiken Synkretismus / Aus Iran und Griechenland*, Leipzig und Berlin 1926.
- 126 Jakob Böhme, Mw 1, 6, 8.
- 127 Hans Grunsky, a. a. O., S. 285 f. Im Übrigen gilt es hier Leopold Zieglers Anmerkung zu beachten, dass manche Stellen in Wolfram von Eschenbachs *Parzival* „in Ihrem Vollsinn überhaupt erst von Böhmes Lehre aus halbwegs verständlich werden“. Siehe Leopold Ziegler, *Menschwerdung*, 2. Bd., Olten 1948, S. 312.
- 128 Jakob Böhme, Wb 34.
- 129 Jakob Böhme, Mm 25, 14.
- 130 Jakob Böhme, Mw 2, 10, 6 f.
- 131 Über die Bedeutung der Perle als Bild Christi siehe Hermann Usener, *Die Perle. Aus der Geschichte eines Bildes*, 1892, in: Ders., *Vorträge und Aufsätze*, Leipzig 1907, S. 219-231; Joel Walker, *Perle*, in: *Reallexikon für Antike und Christentum*, Bd. 27, Stuttgart 2016, S. 147-178.

Gesammelte Zitate von Hans Thoma

Joseph Schneiderfranken schrieb in seinem in *Neuer Görlitzer Anzeiger* am 5. Juni 1921 erschienenen Zeitungstext „Der Jakob-Böhme-Bund“: „Kein Geringerer als Hans Thoma bezeugte diesem Streben regste Sympathie. – Er schreibt: ‚Wenn ich in Görlitz wohnte, so würde ich gewiß dem Bunde als Mitglied beitreten und zeigt tiefstes Verstehen für seine Ziele. –“

„Das Handwerk des Malers lernte Schneiderfranken – sieht man von seinem autodidaktischen Fleiß ab – vor allem durch Hans Thoma (1839-1924), Max Klinger (1857-1920) und den kaum bekannten Gino Parin (*1876-1944), der in München sein Ateliernachbar war. In seiner Frankfurter Zeit wurde Bô Yin Râ durch den seit 1877 ortsansässigen Hans Thoma in seiner Neigung bestätigt, die Landschaft zum bevorzugten Gegenstand seines Kunstschaffens zu wählen, wobei er in Darstellung und Ausführung nach äußerster Einfachheit strebte. In dem Schwarzwälder Thoma, dessen ganzes Werk eigentlich religiöse Malerei (Kunst und Religion haben für Thoma viel Gemeinsames im Gefühl), hat Bô Yin Râ wohl auch eine gewisse seelische Verwandtschaft erkannt, da er von Anfang an das Zeichnen und Malen als eine ‚geradezu sakrale Handlung‘ auffaßte.“ (Wolfgang Nastali, *Ursein – Urlicht – Urwort, Die Überlieferung der religiösen „Urquelle“ nach Joseph Schneiderfranken Bô Yin Râ*, S. 20, ATE Verlag, Münster, 1999)

In seinem Buch „Aus meiner Malerwerkstatt“ beschreibt Bô Yin Râ zwischen Seite 24 und 28 Aspekte seiner künstlerischen Ausbildung bei Hans Thoma:

„Mehr als alles andere, was sonst einem jungen Maler zu schaffen machen mag, gab mir die schon frühzeitig erlangte Einsicht innere Beschäftigung, daß auch in der Malerei, so gut wie in der Musik, eine m a t h e m a t i s c h e Gesetzmäßigkeit herrsche, die man in sich erfaßt haben müsse, wenn man in meinem Sinne zum ‚Bilde‘ kommen wolle, als einer wirklich in sich vollendeten, nicht mehr über den Bildrahmen hinaus verlangenden, a u g e n f a ß l i c h e n Symphonie.

Bestätigung und Bekräftigung dieser Einsicht fand ich zuerst bei Hans Thoma, dem ich durch einen eigenen älteren Verwandten, der mit dem damals erst kurz vorher zu breiterer öffentlicher Anerkennung gelangten Ma-

ler bekannt geworden war, – ganz gegen meinen Willen – zugeführt wurde.

Ich hatte große Scheu vor der Begegnung mit dem dazumal von dem Kunsthistoriker Henry Thode gerade so hochgepriesenen Manne, aber Thoma interessierte sich wider Erwarten sogleich außerordentlich für meine ersten landschaftlichen Bildversuche und gab mir dann ohne irgendwelches Entgelt etwa anderthalb Jahre lang überaus instruktiven Unterricht, bei dem er den Hauptwert darauf legte, daß ich, an Hand seiner eigenen Studienmappen, lernen solle, für alles die möglichst einfachste Darstellungsart zu finden.

Heute noch denke ich voll Dankbarkeit an jedes Wort zurück, das er mir damals sagte, und wenn auch die anfängliche enge Anlehnung an die urreigenste Darstellungsart des großen Malerpoeten bald wieder von mir aufgegeben worden war, so wirkt doch seine prachtvoll eindrückliche Unterweisung bis auf den heutigen Tag lebendig und anregend in mir fort.

Von dem, was ich für mich: ‚die Mathematik der Raumverteilung und der Farbenwerte‘ nannte, wußte Hans Thoma offenbar mehr, als er zugeben mochte, denn er sah nicht gerne das innere Leben eines Kunstwerks allzugenaue erforscht, weil das Bewußtwerden der Schaffenskomponenten seinen eigenen – von ihm selbst schon dazumal mir gegenüber als Drang zum schöpferischen ‚Spiel‘ definierten – künstlerischen Darstellungstrieb irritierte.

In den Äußerungen Böcklins, – wie sie nach seinem Tode durch seine Freunde und Schüler überliefert wurden, fand ich nachmals vieles auf sehr ähnliche Art erklärt und aufgelichtet, wie es mir Thoma, trotz seiner mangelnden Neigung, die bestimmenden Faktoren der Bildwirkung freigelegt zu sehen, ehemals ratend und warnend, aus seiner eigenen Erfahrung heraus, an manchem Beispiel aufgezeigt hatte.

Jene Maler und Kunstkritiker seiner Zeit, die Hans Thoma den kritisch sichtenden ‚Kunstverständnis‘ absprechen wollten, waren sehr im Irrtum, und ahnten nichts von der bescheiden verborgengehaltenen weltweiten Bildung dieses Künstlermenschen! (...)

Bestimmend blieb mir in dieser Hinsicht bis auf den heutigen Tag die durch Hans Thoma seinerzeit erhaltene künstlerische Erziehung zur möglichsten Einfachheit der Darstellungsmittel, aber ich habe mich nie auf eine bestimmte Malweise festgelegt, sondern im Laufe der Jahre die erstrebte äußerste Einfachheit auf sehr verschiedene Weise zu erreichen gesucht, ...”

Das Wesen der Hierarchie

Aus: Dionysios Areopagita, *Die Hierarchien der Engel und der Kirche*, übersetzt von W. Fritsch, Otto Wilhelm Barth-Verlag, München 1955.

Der Autor des im frühen 6. Jahrhundert n. Chr. verfassten Textes *Die Hierarchien der Engel und der Kirche* ist nicht bekannt. Er nahm als Autorennamen den Namen des aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. bekannten Schülers des Apostels Paulus *Dionysios Areopagita* an und wird darum auch *Pseudo-Dionysios Areopagita* genannt.

Mit Gregor dem Großen ist *Dionysios Areopagita* einer der beiden Kirchenväter des 6. Jahrhunderts; während der zehn größten christlichen Jahrhunderte galten die Bücher, die unter seinem Namen auf uns gekommen sind, als die wichtigsten und heiligsten gleich nach der Heiligen Schrift.

Der Kunstsammler Franz Kluxen

1 Martin Kalischke, Münsteraner war einer der größten Kunstsammler der Moderne, *Westfälische Nachrichten*, 4.3.2016.

2 Birgit Heitfeld-Rydzik, *Anni und der Kluxen-Klan*, Nachlass von Anna Höing (1894–1974), ULB-Münster, 2020.

3 Ebenda

4. Martin Kalischke, Münsteraner war einer der größten Kunstsammler der Moderne, *Westfälische Nachrichten*, 4.3.2016.

5. Ebenda

6. Ebenda

7. Ebenda

8. Ebenda

9. *Die Säule*, VIII. Jahrgang, 1927, S. 348 f., Richard Hummel Verlag, Leipzig.

Der Türmer

„Die Monatshefte des Türmers erschienen zwischen 1898 und 1943. »Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt«: Dieses geflügelte Wort des Türmers Lynkeus in Goethes *Faust II* trug die monatliche Kulturzeitschrift »für Gemüt und Geist« über 30 Jahre lang als Motto im Titelkopf. Es markierte ihren Anspruch, von erhöhter Warte aus die Zeitläufe nicht nur oberflächlich zu »sehen«, sondern deren tiefere Zusammenhänge zu »schauen«. Der Blickwinkel des Türmers war von Anfang an deutsch-protestantisch, so wie der seines Gründungsherausgebers, des Schriftstellers

Jeannot Emil von Grotthuß. Der baltische Freiherr sah Deutschland als »Herz der Menschheit« an, erblickte aber in seiner Kultur Zerfallerscheinungen, auf die er aufmerksam machen wollte: »kleinliche Klassen- und Kasteninteressen« etwa, den Materialismus in imperialistischer wie in sozialistischer Ausprägung, sowie – als künstlerischen Ausdruck des letzteren – den Naturalismus.

Diesen Tendenzen setzte der Türmer einen Kulturbegriff entgegen, der der aufkommenden Heimatkunstbewegung nahestand. Jedes Heft eröffneten mehrere teils literarische, teils essayistische Texte, auf die dann Rubriken folgten; die »Rundschau« mit Kurzberichten aus Wissenschaft, Kunst, und Technik, »Türmers Tagebuch« zu politischen und kulturellen Tagesfragen, das Feuilleton mit Essays und Rezensionen aus den Abteilungen »Literatur«, »Bildende Kunst« und »Musik«. Als Beilagen gab es Notenblätter und Kunstdrucke.“ (Harald Fischer Verlag, 2006)

Einen besonderen Dank an die Redaktion von „Magische Blätter“ und allen unterstützenden Kräften, ohne deren enthusiastischen Einsatz dieses künstlerische Projekt unmöglich zu realisieren wäre.

Mit großer Freude haben wir den stets konstruktiven und fruchtbaren Austausch mit unserer Leserschaft genossen und hoffen auf sechs weitere Ausgaben der kreativen Zusammenarbeit und über diese Zeit hinaus.

Ein Hinweis an alle unsere Leser in hundert Jahren, die uns bei unserer Arbeit sehr am Herzen liegen, unsere Konzeption maßgeblich bestimmen und die die von uns vorgebrachten Dokumente richtig zu werten wissen werden. Alle Ausgaben von „Magische Blätter“ werden an folgenden Orten archiviert: Deutsche Nationalbibliothek, Frankfurt, Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover und Lausitzische Bibliothek der Wissenschaften, Görlitz.

Wir danken der Druckerei Unidruck / Hannover für die ausgezeichnete Zusammenarbeit bei allen Ausgaben von „Magische Blätter“.

VERLAG MAGISCHE BLÄTTER / HÄKENSTR. 4 / 30952 RONNENBERG
